

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | KRÜGER

Rachel Joyce

MISS
BENSONS
REISE

Roman

Aus dem Englischen
von Maria Andreas

 | KRÜGER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet.

Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Erschienen bei FISCHER Krüger

Die Originalausgabe erschien im Juli 2020 unter dem Titel
»Miss Benson's Beetle« im Verlag Doubleday, London
© Rachel Joyce 2020

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2020 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstraße 114, D-60596 Frankfurt am Main

Karte: © Neil Gower
Satz: Fotsatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-8105-2233-7

1

Der goldene Käfer von Neukaledonien, 1914

Als Margery zehn war, verliebte sie sich in einen Käfer.

Es war ein strahlender Sommertag und alle Fenster des Pfarrhauses standen offen. Margery hatte vor, ihre Holztiere über den Boden wandern zu lassen, immer in Paaren, aber das Tiereset hatte einmal ihren Brüdern gehört, und die meisten Tiere waren entweder angemalt oder angebrochen. Einige fehlten ganz. Sie überlegte, ob sie unter diesen Umständen vielleicht das dreibeinige Kamel mit dem gepunkteten Vogel zusammenspannen könnte. Da trat ihr Vater aus dem Arbeitszimmer.

»Hast du kurz Zeit, Große?«, fragte er. »Ich möchte dir was zeigen.«

Sie legte das Kamel und den Vogel weg und folgte ihm. Sie hätte auch einen Kopfstand gemacht, wenn er sie darum gebeten hätte.

Ihr Vater ging zum Schreibtisch. Er setzte sich, nickte und lächelte. Eigentlich gab es keinen rechten Grund, sie zu holen; er wollte sie einfach eine Weile um sich haben. Seit ihre vier Brüder im Krieg waren, rief er Margery oft zu sich. Oder er trödelte am Fuß der Treppe herum, als suche er etwas, ohne zu wissen, was. Seine Augen waren die gütigsten, die man sich denken kann, und seit er oben am Kopf eine kleine Glatze hatte, sah er irgendwie nackt aus.

»Ich glaube, ich habe da was Interessantes für dich, Große«, sagte er. »Nicht gerade die Sensation, aber es könnte dir gefallen.«

Nach einer solchen Ankündigung holte er sonst immer etwas hervor, das er im Garten gefunden hatte. Heute schlug er stattdessen ein Buch auf, das den Titel trug: *Unglaubliche Geschöpfe*. Es sah imposant aus, wie die Bibel oder eine Enzyklopädie, und darüber schwebte ein Geruch nach alten Dingen. Es konnte aber auch sein, dass der Geruch von ihm ausging. Margery stand neben ihm und musste sich sehr beherrschen, um nicht zappelig zu werden.

Auf der ersten Seite war die Zeichnung eines Mannes zu sehen. Sein Gesicht und seine Arme waren normal, aber anstelle von Beinen hatte er einen grünen Nixenschwanz. Margery staunte. Das nächste Bild war genauso seltsam. Ein Eichhörnchen wie die im Garten, aber es hatte Flügel. Und so ging es weiter, Seite um Seite, ein unglaubliches Geschöpf nach dem anderen.

»Schau dir das mal an«, sagte ihr Vater immer wieder. »Du meine Güte! Schau dir diesen Burschen an, Margery!«

»Gibt es die in echt?«

»Könnte sein.«

»Sind die in einem Zoo?«

»Nein, mein Schatz. Vielleicht leben diese Geschöpfe irgendwo, aber sie sind noch nicht gefunden worden. Es gibt Menschen, die an ihre Existenz glauben, aber keines dieser Geschöpfe wurde bisher gefangen, also ist ihre Existenz nicht bewiesen.«

Margery hatte keine Ahnung, wovon er redete. Bis zu diesem Moment hatte sie angenommen, dass alles auf der

Welt schon gefunden war. Sie war noch nie auf die Idee gekommen, dass es auch anders ablaufen könnte. Dass man ein Bild in einem Buch sah – dass man sich etwas vielleicht auch nur vorstellte – und sich dann auf die Suche danach machte.

Ihr Vater zeigte ihr den Yeti aus dem Himalaya, das Ungeheuer von Loch Ness, das patagonische Riesenfaultier. Da gab es den irischen Elch mit einem Geweih groß wie Flügel. Den südafrikanischen Quagga, der vorn ein Zebra war, aber hinten gingen ihm die Streifen aus, und er wurde zum Pferd. Den Riesenalk, den löwenschwänzigen Affen, den Queensland-Tiger. So viele unglaubliche Geschöpfe überall auf der Welt, die noch keiner gefunden hatte.

»Glaubst *du* denn, dass es die in echt gibt?«, fragte Margery.

Ihr Vater nickte. »Inzwischen finde ich den Gedanken, wie viel wir nicht wissen, ganz tröstlich«, sagte er. »Wir wissen ja fast alles nicht.« Nachdem er diese etwas verquere Weisheit von sich gegeben hatte, blätterte er weiter um. »Ah!«

Er deutete auf einen Punkt. Einen Käfer.

Na, das war ja gar nichts. So klein und gewöhnlich. Margery begriff nicht, was der in einem Buch voller *Unglaublicher Geschöpfe* zu suchen hatte, egal, ob gefunden oder nicht gefunden. Auf so was trat sie drauf, ohne es zu merken.

Ihr Vater erklärte, der Kopf eines Käfers heiße Kopf, der Mittelteil Thorax und die untere Hälfte Abdomen. Käfer hätten zwei Paar Flügel – ob sie das schon gewusst habe? Ein zartes Flügelpaar Sorge dafür, dass Käfer tatsächlich fliegen können, ein zweites, hartes Paar Deckflügel schütze das erste. Es gebe mehr Arten von Käfern auf Gottes Erd-

boden als bei allen anderen Spezies, und alle seien bemerkenswert einzigartig.

»Der sieht aber ziemlich schlicht aus«, bemerkte Margery. Sie hatte mitbekommen, dass ihre Tanten sie, Margery, als »schlicht« bezeichnet hatten. Im Gegensatz zu ihren Brüdern, die »prachtvoll waren wie Rappen«.

»Ach was. Schau doch mal genauer!«

Er blätterte zur nächsten Seite um, und da gab es Margery einen Ruck.

Da war er wieder, der Käfer, aber diesmal etwa zwanzigfach vergrößert. Und sie hatte sich geirrt. Sie hatte sich so sehr geirrt, dass sie nun ihren Augen kaum traute. In Groß war dieses schlichte kleine Wesen alles andere als schlicht. Der Körper, ein perfektes Oval, war überall aus Gold, ein einziges helles Leuchten. Goldener Kopf, goldener Thorax, goldenes Abdomen. Sogar die winzigen Beinchen waren golden, als hätte die Natur ein Schmuckstück genommen und es zu einem Insekt umgeformt. Der Käfer war viel prächtiger als ein Mann mit Nixenschwanz.

»Der Goldene Käfer von Neukaledonien«, sagte ihr Vater. »Stell dir vor, wie es wäre, ihn zu finden und nach Hause zu bringen.«

Bevor sie weitere Fragen stellen konnte, klingelte die Türglocke, und ihr Vater erhob sich vorsichtig. Er schloss die Tür behutsam hinter sich, als wäre sie ein empfindendes Wesen, und ließ Margery mit dem Käfer allein. Sie streckte den Finger aus und tippte auf ihn.

»Alle?«, hörte sie ihn in der Diele sagen. »Wie? Alle?«

Bis jetzt hatte Margery die Liebe ihres Vaters zu Insekten nicht geteilt. Er war oft mit dem Fangnetz im Garten, aber solche Dinge unternahm er nur mit ihren Brüdern.

Doch als ihr Finger den goldenen Käfer berührte, ereignete sich etwas: Ein Funke schien überzuspringen, und ihre Zukunft lag offen vor ihr. Ihr wurde am ganzen Körper heiß und kalt. Sie würde den Käfer finden. So einfach war das. Sie würde nach Neukaledonien reisen, wo immer das war, und ihn nach Hause bringen. Sie fühlte sich wie vom Blitz getroffen, als wäre der obere Teil ihres Schädels abgeplatzt. Sie sah sich auf einem Maulesel vorneweg reiten, ein Assistent hinter ihr trug ihr Gepäck.

Doch als Reverend Tobias Benson zurückkehrte, schien er sich nicht mehr an den Käfer zu erinnern und schon gar nicht an Margery. Langsam ging er zum Schreibtisch und wühlte Papiere durch, hob sie auf und legte sie wieder hin, als wäre nicht das Richtige dabei. Er nahm einen Briefbeschwerer in die Hand, dann einen Füller. Er stellte den Briefbeschwerer dort ab, wo der Füller gelegen hatte, und schien keine Ahnung zu haben, wohin nun mit dem Füller. Gut möglich auch, dass er völlig vergessen hatte, was ein Füller war. Er starrte nur vor sich hin, Tränen rannen ihm über das Gesicht.

»Alle?«, sagte er. »Wie? Alle vier?«

Er nahm etwas aus der Schublade und ging durch die Terrassentür hinaus, und bevor Margery begriff, was passiert war, hatte er sich erschossen.

ENGLAND,
ANFANG SEPTEMBER 1950



Abenteuer!

*Was haben Sie mit meinen neuen
Lacrosse-Stiefeln vor?*

Miss Benson hatte bemerkt, dass in ihrer Klasse ein lustiger Zettel kursierte. Er kam von hinten und wanderte zur Mitte vor.

Die Mädchen hatten erst lautlos gelacht, aber weil sie ihr Lachen unterdrückten, fiel es bald umso mehr auf: Eine bekam Schluckauf, eine andere wurde praktisch blau im Gesicht. Aber Miss Benson unterbrach ihren Unterricht nicht. Sie ging mit dem Zettel um, wie sie immer mit solchenzetteln umging, das heißt, sie tat, als gäbe es ihn nicht, und sprach höchstens etwas lauter. Die Mädchen gaben den Zettel weiter, während sie ihnen erzählte, wie man in Kriegszeiten einen Kuchen backt.

Der Zweite Weltkrieg war zwar vorbei, seit über fünf Jahren schon, aber die Rationierung nicht. Fleisch war rationiert, Butter war rationiert, ebenso Speck und Margarine. Zucker war rationiert. Tee war rationiert. Käse, Kohle, Seife, Süßigkeiten. Alles war immer noch rationiert. Die Jacke, die Miss Benson trug, war an den Manschettenkanten durchgewetzt, ihr einziges Paar Schuhe war so alt, dass es bei Regen zu schmatzen anfang. Aber wenn sie die Schuhe neu besohlen ließe, müsste sie solange in Strümpfen beim Schuster warten, deshalb trug sie sie einfach weiter und sah ihnen beim Auseinanderfallen zu. Die Häuser ent-

lang der Straßen hatten immer noch Bombenschäden, man konnte in Zimmer blicken, denen ganze Wände fehlten, in denen manchmal noch eine Glühbirne oder die Kette eines Spülkastens hing. Die Gärten waren immer noch dem Anbau von nahrhaftem britischem Gemüse umgewidmet. Einschlaglöcher waren mit Stapeln alter Zeitungen ausgestopft. An den Straßenecken lungerten Männer in Anzügen herum, die sie nach der Entlassung aus dem Kriegsdienst erhalten hatten; sie passten ihnen nicht, hatten einmal anderen gehört. Die Frauen standen stundenlang für ein Stück Speck an. Man konnte meilenweit im Bus fahren, ohne eine einzige Blume zu sehen. Oder blauen Himmel. Was gäbe Miss Benson nicht für blauen Himmel! Sogar der schien rationiert. Die Leute redeten immer von einem Neuanfang, aber Tag für Tag ging der alte Trott weiter. Warteschlangen. Kälte. Smog. Manchmal hatte sie das Gefühl, als lebte sie schon ihr ganzes Leben lang von Resten.

Inzwischen hatte der Zettel die zweite Reihe erreicht. Prusten. Kichern. Etliche Schultern zuckten. Als Miss Benson gerade erklärte, wie man eine Kuchenform mit Backpapier auskleidet, wurde Wendy Thompson, ein Mädchen in der ersten Reihe, von hinten angestupst und bekam den Zettel in die Hand gedrückt. Wendy war kränklich blass und machte immer ein Gesicht, als rechnete sie mit dem Schlimmsten – selbst wenn man nett zu ihr war, sah sie zu Tode erschrocken aus –, und so kam ihre Reaktion, als sie den Zettel auffaltete, völlig unerwartet: Sie stieß einen schrillen Ton aus. Tatsächlich klang sie wie eine Hupe. Das war's dann. Die ganze Klasse war außer Rand und Band, niemand riss sich mehr zusammen. Wenn die Mädchen so weiterlachten, würde es die ganze Schule hören.

Margery legte die Kreide weg. Das Gelächter ebhte langsam ab, als die Mädchen merkten, dass Margery sie anstarrte. *Hier gilt das Prinzip: Schwimmen oder untergehen*, war ihr eingeschärft worden. *Versuchen Sie nicht, sich mit den Schülerinnen anzufreunden. Das sind nicht Ihre Freundinnen*. Eine Kunstlehrerin hatte nach einer Woche aufgegeben. »Die summen«, hatte sie im Lehrerzimmer schluchzend ihr Leid geklagt, »und wenn ich frage, wer summt, gucken sie mich groß an und sagen, *niemand summt, Miss*. Wer hier arbeiten will, muss scheintot sein.«

Margery stieg von ihrem Holzpodest herunter und streckte die Hand aus. »Wendy, gib mir bitte den Zettel.«

Wendy saß mit eingezogenem Kopf da wie ein verängstigtes Kaninchen. Die Mädchen in der letzten Reihe tauschten Blicke aus. Niemand rührte sich.

»Ich möchte nur wissen, was hier so lustig ist, Wendy. Vielleicht können wir ja alle gemeinsam darüber lachen.«

Margery hatte nicht die Absicht, den Zettel zu lesen. Und schon gar nicht hatte sie vor, gemeinsam mit den Schülerinnen zu lachen. Sie würde ihn nur auffalten und in den Abfalleimer werfen. Danach würde sie wieder auf das Podest steigen und die Lektion zu Ende führen. Gleich wäre Pause. Im Lehrerzimmer würden Tee und Kekse bereitstehen.

»Den Zettel«, forderte sie Wendy ein zweites Mal auf.

Wendy rückte ihn so zögerlich heraus, dass sogar der Postweg schneller gewesen wäre. »Nicht anschauen, Miss«, sagte sie leise.

Margery nahm den Zettel und faltete ihn auseinander. Die Stille wurde immer länger, wie ein Band, das von seiner Spule abrollt.

Was Margery in der Hand hielt, war nicht das Übliche. Kein Witz. Nicht einmal ein Kommentar, wie langweilig die Stunde war. Es war eine Zeichnung. Die detailfreudige Karikatur einer dicken alten Frau, und diese dicke Alte war eindeutig Margery. Ihr ausgebeultes Kostüm war perfekt getroffen, und auch die Schuhe ließen keinen Zweifel zu: Riesenlatschen, aus denen sogar ein Zeh herausschaute. Ihre Nase war als Kartoffel gezeichnet, ihr Haar als wirres Vogelnest. Die Mädchen hatten ihr sogar einen Oberlippenbart verpasst, keinen eleganten Schnauzer, sondern einen kurzen, stoppeligen Hitlerbart. Über dem Ganzen stand: *Die Jungfrau Margery.*

Margerys Atmung schaltete in den Rückwärtsgang. Zorn und Kränkung blähten sich in ihr auf, bis sie schier platzte. Sie hätte den Mädchen gern entgegengeschleudert: »Was fällt euch ein? Das bin ich nicht. So bin ich nicht.« Aber sie brachte keinen Ton hervor. Stattdessen stand sie da wie ein Stock und hatte kurz die irrationale Hoffnung, das Ganze würde sich für immer in Luft auflösen, wenn sie einfach stehen blieb und sich totstellte. Dann kicherte jemand. Ein anderes Mädchen hustete.

»Wer war das?«, stieß Margery hervor. In ihrer Not kam ihre Stimme merkwürdig dünn heraus. Es fiel ihr schwer, ihre Atemluft zu genau diesen Lauten zu formen.

Keine Antwort.

Margery hatte sich mit ihrer Frage in Zugzwang gebracht. Sie drohte der Klasse mit Strafarbeit, mit dem Entzug der Nachmittagspause. Sie drohte sogar damit, die Konrektorin zu holen, vor der alle Angst hatten und die man so gut wie nie lachen sah. Gelacht hatte sie allerdings bei dem denkwürdigen Moment, als Margery ihren Rock in

der Tür eingeklemmt hatte und stecken geblieben war. (»Ich habe noch nie so etwas Komisches gesehen«, hatte die Konrektorin danach gesagt. »Sie haben ausgesehen wie ein Bär in der Falle.«) Nichts zeigte Wirkung. Die Mädchen saßen da, entschlossen schweigend, mit gesenktem Blick, die Gesichter ein wenig gerötet, bis die Pausenglocke läutete und der Lärm und das Fußgetrappel in den Korridoren anschwellen wie Flüsse bei Hochwasser. Angesichts der Weigerung der Mädchen, sich zu entschuldigen oder den Namen der Übeltäterin zu nennen – nicht einmal Wendy Thompson knickte ein –, fühlte sich Margery einsamer und lächerlicher denn je. Sie warf den Zettel in den Abfalleimer, aber er war immer noch da, schien ein Bestandteil der Luft geworden zu sein.

»Der Unterricht ist beendet«, sagte Margery in einem, wie sie hoffte, würdevollen Ton. Dann nahm sie ihre Handtasche und ging.

Kaum fiel die Tür hinter ihr ins Schloss, als das Gelächter aufbrandete. »Wendy, du Gans!«, brüllten die Mädchen. Margery hastete am Physikkabor und an der Geschichtsabteilung vorbei, ohne zu wissen, wohin sie lief. Sie brauchte frische Luft. Mädchen, kreischend wie Möwen, verbarrikadierten den Korridor. Margery hatte nur noch Gelächter im Ohr. Sie versuchte es mit dem Ausgang zum Sportplatz, aber die Tür war abgeschlossen. Den Haupteingang durfte sie nicht benutzen, der war ausschließlich Besuchern vorbehalten und für Lehrer streng verboten. Die Aula? Nein. Da übten zig Mädchen in Leibchen und Pluderhosen eine Art Schwebetanz, bei dem auch Fahnen geschwenkt wurden. In Margery kroch die Angst hoch, sie bliebe vielleicht für immer hier gefangen. Sie lief an einem

Schaukasten mit Schultrophäen vorbei, stieß gegen eine Kiste mit Sportwesten und fiel beinahe über einen Feuerlöscher. Lehrerzimmer, sagte sie zu sich selbst. Im Lehrerzimmer bin ich sicher.

Margery war eine Frau wie ein Schrank. Das wusste sie selbst. Und sie hatte sich mit den Jahren gehen lassen. Auch das wusste sie. Als Kind war sie groß und dünn gewesen wie ihre Brüder und hatte auch die gleichen strahlend blauen Augen. Sie trug sogar die Sachen auf, die ihren Brüdern zu klein geworden waren. Ihre Größe hatte ihr schon immer zugesetzt, mehr als die abgelegte Kleidung, und sie hatte sich früh eine krumme Haltung angewöhnt. Aber übergewichtig und richtig dick war sie erst geworden, als ihre Regel ausblieb. Genau wie ihre Mutter hatte sie in dieser Zeit enorm zugenommen. Das Gewicht belastete ihre Hüfte, in die ab und zu ein unerwarteter Schmerz schoss, der sie zum Hinken zwang. Aber dass sie zur Witzfigur der Schule geworden war, das hatte Margery nicht gewusst.

Im Lehrerzimmer war es heiß, es roch nach Bratensauce und alten Strickjacken. Niemand grüßte oder lächelte; die meisten dösten vor sich hin. Die Konrektorin, eine scharfzüngige, rührige Frau im Faltenrock, stand mit einer Schachtel Reißzwecken in der Ecke und kontrollierte die Lehrerpinnwand auf Aushänge hin, die ihr missfielen. Margery konnte sich des Gefühls nicht erwehren, dass alle von der Zeichnung wussten und ebenfalls lachten, sogar im Schlaf. Sie goss sich eine Tasse lauwarmen Tee aus dem Spender ein, raffte alles an sich, was an Keksen noch übrig war, und steuerte auf einen Stuhl zu. Darauf lag ein neues Paar Lacrosse-Stiefel. Sie stellte sie auf den Boden und ließ sich auf den Sitz plumpsen.

»Das sind *meine* Schuhe«, rief die Konrektorin, ohne Margery anzusehen.

Draußen verwischte der Nebel die Bäume zu Schmierflecken und saugte sie ins Nichts hinein; das Gras war mehr braun als grün. Zwanzig Jahre hatte Margery mit diesem Job vertan, dabei kochte sie nicht einmal gern. Die Stelle war, als sie sich darum bewarb, ihr letzter Strohalm gewesen. »Nur für alleinstehende Frauen«, hatte es in der Anzeige geheißen. Margery dachte wieder an die Karikatur. Mit welchem Scharfblick sich die Mädchen über ihre wirren Haare, ihre kaputten Schuhe und das fadenscheinige Kostüm lustig gemacht hatten! Das tat weh. Und es tat deshalb so weh, weil die Mädchen recht hatten. Völlig recht hatten sie. Aber das Schlimmste war, dass Margery sich sogar selbst als Witzfigur empfand.

Nach der Schule würde sie nach Hause in ihre Wohnung gehen, die trotz des wuchtigen Mobiliars ihrer Tanten leer und kalt war. Sie würde auf den Fahrkorb des Aufzugs warten, der nie kam, weil die Leute immer vergaßen, die Tür richtig zu schließen, und nach einiger Zeit würde sie sich die Treppe in den vierten Stock hochschleppen. Sie würde sich aus dem, was sie vorfand, etwas zu essen machen, sie würde abspülen und aufräumen, später ein Aspirin nehmen und sich in den Schlaf lesen, und niemand würde mitbekommen, was sie tat. Das war die bittere Wahrheit. Sie konnte ein paar Kapitel überspringen oder alles Essbare, das es in der Wohnung gab, auf einmal in sich hineinstopfen, niemand würde es bemerken, und selbst wenn, wäre es für den Lauf der Welt vollkommen egal. An den Wochenenden oder in den Schulferien war es noch schlimmer. Ganze Tage konnten vergehen, an denen Mar-

gery kaum ein Wort mit anderen Menschen wechselte. Sie zog die häuslichen Arbeiten in die Länge, aber es gab eine Grenze, wie oft man in die Bücherei kommen und ein neues Buch ausleihen konnte, ohne allmählich den Eindruck zu erwecken, man sei obdachlos. Ein Bild drängte sich ihr auf: ein Käfer in einem Tötungsglas, der langsam erstickte.

Margery ließ die Hand zu Boden sinken und stellte die Teetasse ab. Ihre Hand schloss sich um die Lacrosse-Stiefel der Konrektorin, bevor ihr Kopf es bemerkte. Die Schuhe waren groß und schwarz. Stabil. Mit dicken Rillen in der Sohle für erhöhte Griffigkeit. Margery stand auf.

»Miss Benson«, rief die Konrektorin. »Entschuldigen Sie, was haben Sie mit meinen neuen Lacrosse-Stiefeln vor?«

Gute Frage. Margery hatte keinen blassen Schimmer, was sie damit vorhatte. Ihr Körper schien sich verselbstständig zu haben. Sie ging an der Konrektorin, dem Teespender und den anderen Mitgliedern des Lehrerkollegiums vorbei – auch ohne sich umzudrehen wusste sie, dass alle aus dem Schlaf hochgefahren waren und sie verwirrt und mit offenem Mund anstarrten. Mit den Stiefeln unter dem einen Arm und ihrer Handtasche unter dem anderen verließ sie das Lehrerzimmer. Sie schubste sich durch eine Horde Mädchen und merkte zu ihrer eigenen Überraschung, dass sie auf die Eingangshalle zueilte.

»Miss Benson?«, hörte sie. »Miss Benson?«

Welcher Teufel ritt sie bloß? Schlimm genug, dass sie fremde Schuhe an sich zu nahm und damit verschwand, aber ihre Hände hatten beschlossen, es noch toller zu treiben. Wie um die tödliche Ödnis zu kompensieren, die Margery in sich spürte, packten sie wahllos weitere Gegen-

stände. Eine Silbertrophäe, einen Packen Sportwesten, sogar den Feuerlöscher. Margery war in einem wilden Tummel, und anstatt zu sagen, *tut mir leid*, und alles wieder an seinen Platz zurückzustellen, machte sie alles noch tausendmal schlimmer. Sie ging am Arbeitszimmer der Direktorin vorbei. An der abgeschlossenen Tür zum Sportplatz. Sie marschierte geradewegs in die Eingangshalle, die, wie sie wusste – wie alle wussten –, für Lehrer absolut tabu war. Hier hingen die Porträts ehemaliger Direktorinnen, garantiert alles alte Jungfern.

Die Konrektorin war ihr auf den Fersen und kam von Sekunde zu Sekunde näher. »Miss Benson! Miss Benson!«

Margery brauchte drei Anläufe, um die Tür des Haupteingangs aufzustemmen; sie konnte ihre Beute kaum in den Armen halten. Der Feuerlöscher zum Beispiel war viel schwerer als erwartet. Es war, als transportiere sie ein Kleinkind ab.

»Miss Benson! Wie können Sie es wagen?«

Sie gab dem Türflügel einen Stoß und stolperte hinaus. Als sie sich umdrehte, blickte sie in das Gesicht der Konrektorin, weiß und starr und so nahe, dass sie Margery an den Haaren hätte packen können. Margery knallte die Tür zu. Die Konrektorin schrie auf. Margery hatte das schreckliche Gefühl, dass sie ihr die Hand eingeklemmt hatte. Außerdem hatte sie das Gefühl, dass es gut wäre, ein bisschen schneller zu laufen, aber ihr Körper hatte sich genug verausgabt und hätte sich gern hingelegt. Doch es kam noch schlimmer. Weitere Leute setzten ihr nach, einige Lehrer, auch eine Schar aufgeregter Mädchen. Margery hatte keine andere Wahl, als weiterzurennen. Ihre Lunge brannte, ihre Beine zitterten, in ihrer Hüfte pulsierte ein stechender

Schmerz. Als sie an den Tennisplätzen vorbeilief, begann sich die Welt, vor ihren Augen zu drehen. Sie warf den Feuerlöscher, die Korbballtrophäe und die Sportwesten auf den Boden und erreichte das Haupttor. Gerade in dem Moment, als der Bus der Linie 7 sanft über den Hügel rollte, humpelte sie so schnell, wie ihre stämmigen Beine sie tragen wollten, auf die Bushaltestelle zu. Die Stiefel hielt sie unter den Arm geklemmt wie ein widerspenstiges Haustier.

»Bilden Sie sich nicht ein, dass Sie ungestraft davonkommen!«, hörte sie die Konrektorin schreien. Der Bus hielt vor Margery. Die Freiheit war zum Greifen nah.

Aber in dem Augenblick, als sie sich mit einem Schritt hätte in Sicherheit bringen können, setzte der Schock ein. Ihr Körper erstarnte. Nichts ging mehr. Der Fahrer zog an der Glocke, fuhr an und hätte sie stehen lassen, hätten nicht zwei Fahrgäste sie geistesgegenwärtig am Revers gepackt und die Stufe hochgezerrt. Margery klammerte sich an eine Haltestange; sie konnte nicht sprechen und kaum noch etwas sehen, während der Bus sie davontrug. In ihrem ganzen Leben hatte sie noch nie etwas Unrechtes getan. Sie hatte nie etwas gestohlen – abgesehen von dem einen Mal, als sie das Taschentuch eines Mannes behalten hatte. Ihr schwirrte der Kopf, ihr Herz machte Bocksprünge, und ihre Nackenhaare sträubten sich. Das Einzige, woran sie denken konnte, war ein Ort namens Neukaledonien.

Am nächsten Morgen gab sie in der *Times* eine Anzeige auf: »*Gesucht: Französisch sprechende Begleitung für eine Expedition ans andere Ende der Welt. Alle Kosten werden übernommen.*«

Eine wirklich dumme Person

An dem Tag, als ihr Vater ihr das Buch mit den unglaublichen Geschöpfen gezeigt hatte, hatte Margerys Leben eine Wende genommen. Sie konnte es kaum erklären. Es war, als hätte sie etwas zu tragen bekommen, das sie nie mehr ablegen könnte. Eines Tages, hatte sie sich fest versprochen, werde ich den Goldenen Käfer von Neukaledonien finden und nach Hause bringen. Und aus diesem Versprechen hatte sie ein zweites, wesentlich komplexeres Versprechen abgeleitet: Ihr Vater wäre dann so erfreut und glücklich, dass auch er wieder zurückkommen würde. Wenn nicht körperlich, dann wenigstens im übertragenen Sinn.

Aber Neukaledonien war ein französisches Archipel im Südpazifik. Über zehntausend Meilen trennten England von Neukaledonien, die meisten davon in Form von Meer. Das bedeutete fünf Wochen mit dem Schiff bis nach Australien, dann weitere sechs Stunden mit einem Flugboot. Und das war erst die Anreise. Die Hauptinsel war lang und schmal, mit einer Länge von ungefähr 250 Meilen und einer Breite von nur 25 Meilen. Sie hatte die Form eines Nudelholzes und war der Länge nach von einer Bergkette durchzogen. Margery musste bis in den äußersten Norden vordringen und einen Bungalow als Basislager mieten. Dann stünde ihr wochenlanges Klettern bevor. Sie müsste sich

einen Pfad durch den Regenwald bahnen, auf Händen und Knien herumsuchen. In einer Hängematte schlafen, ihre Ausrüstung auf dem Rücken mitschleppen, von den Insektenstichen und der Hitze ganz zu schweigen. Da könnte man eigentlich gleich zum Mond fliegen.

Vor Jahren hatte Margery Dinge gesammelt, die sie immer daran erinnern sollten, was sie liebte, damit sie sich treu blieb. Eine Käferhalskette, eine Karte von Neukaledonien, einen illustrierten Taschenreiseführer für die Inseln, verfasst von Reverend Horace Blake. Sie hatte Wichtiges über den Käfer herausgefunden, seine mögliche Größe und Form, sein Habitat. Sie hatte Pläne geschmiedet. Doch irgendwann hatte sie damit aufgehört. Oder besser gesagt, das Leben hatte aufgehört. Zwar blieb ihr Blick immer noch ab und zu an blinkenden kleinen Dingen hängen, die von weitem wie Goldklümpchen aussahen und sich dann als Müll herausstellten, doch sie hatte alle Hoffnung aufgegeben, jemals nach Neukaledonien zu gelangen. Aber dieses Mal würde sie es tun. Sie würde sich auf die Suche nach diesem Käfer machen, der noch nicht gefunden war, bevor ihn ein anderer vor ihr finden würde oder sie zu alt für eine solche Schiffsreise wäre. Nächstes Jahr würde sie siebenundvierzig. Damit war sie zwar noch nicht alt, aber doch eher alt als jung. Jedenfalls zu alt, um noch ein Kind zu bekommen. Ihre Mutter war mit sechsundvierzig gestorben, ihre Brüder hatten es nicht einmal bis Mitte zwanzig geschafft. Sie spürte, wie ihr die Zeit davonlief.

Natürlich würde niemand ihren Plan gutheißen. Margery war schon einmal keine echte Sammlerin. Sie wusste, wie man einen Käfer tötete und aufsteckte, aber sie hatte nie in einem Museum gearbeitet. Sie besaß keinen Pass. Sie

konnte kein Wort Französisch. Und wer würde für ein winziges Insekt, das es vielleicht gar nicht gab, um die halbe Welt reisen? Margery schrieb an die Royal Entomological Society und fragte die sehr geehrten Damen und Herren, ob sie so freundlich wären, ihr die Exkursion zu finanzieren, und sie schrieben mit freundlichen Grüßen zurück, dass ihnen dies leider nicht möglich sei. Ihr Arzt meinte, eine solche Expedition könnte sie umbringen, ihr Bankberater warnte, dass ihre Mittel nicht ausreichen würden. Und sie sei doch eine Dame.

»Danke«, sagte Margery. Das war womöglich seit Jahren das Netteste, was jemand zu ihr gesagt hatte.

Auf die Anzeige kamen vier Zuschriften: von einer Witwe, einer pensionierten Lehrerin, einem Ex-Soldaten und einer Frau namens Enid Pretty. Enid Pretty hatte den ganzen Brief mit Tee bekleckert – eigentlich war es kein Brief, sondern eher eine Einkaufsliste –, und ihre Rechtschreibung grenzte ans Peinliche. Enid schrieb, sie wolle »das Leeben leeben und die Weld seen«. Darunter hatte sie »Karoten« und noch ein paar andere Dinge notiert, die sie benötigte, einschließlich »Eibulver« und »Schnuur«. Margery antwortete allen außer Enid Pretty, erklärte kurz, dass sie nach einem Käfer suchen wolle, und lud die Bewerber zum Tee ins Lyons Corner House ein, wo sie Margery an ihrer braunen Kleidung und an dem Taschenreiseführer für Neukaledonien in der Hand erkennen würden. Sie schlug ein Nachmittagstreffen vor in der Hoffnung, dass sie dann keine volle Mahlzeit bezahlen müsste, und Mittwoch, weil es dann Rabatt gab. Ihr Budget war knapp.

Sie bekam auch einen Brief von der Schule. Die Direk-

torin fand den Feuerlöscher und die Sportwesten nicht der Erwähnung wert, forderte aber die sofortige Rückgabe der Lacrosse-Stiefel, Eigentum der Konrektorin. Und da Margery sich seit Neuestem am Schuhwerk anderer Personen vergreife, werde sie für den Hauswirtschaftsunterricht nicht weiter benötigt.

Der wilde Taumel, der Margery an jenem Nachmittag gepackt hatte, war verflogen; sie fühlte sich nur noch zitterig und panisch. Sie hatte nicht nur ihren Job hingeschmissen, sondern sich auch alle Wege verbaut, ihn wieder aufzunehmen. Als sie an dem Tag nach Hause gekommen war, hatte sie die Stiefel sofort unter die Matratze gestopft, wo sie sie nicht sehen konnte, aber es ist nicht leicht, Dinge vor sich selbst zu verstecken – im Idealfall sollte man dabei nicht mit im Zimmer sein –, und sie konnte die Stiefel genauso wenig vergessen wie ihre eigenen Füße. Mehrere Tage lang hatte sie kaum gewagt, sich aus dem Haus zu rühren. Dann fiel ihr die Lösung ein: Weg damit! Ich werde sie zurückschicken, wenn ich auf dem Weg zu Lyons bin. Aber die Postbeamtin bestand darauf zu erfahren, was genau in dem Paket sei, und da verlor Margery die Nerven. Als sie das Postamt verließ, ging ein Wolkenbruch nieder, und von einem ihrer alten braunen Schuhe löste sich die Sohle. Der Schuh klappte bei jedem Schritt auf. Ach, was soll's, dachte sie.

Und sie zog die Stiefel an.

Nächstes Problem: Das Lyons Corner House war zwar mittwochs besonders beliebt, dennoch hatte Margery nicht erwartet, dass am Nachmittag so viel los wäre. Sämtliche alleinstehenden Frauen aus ganz London waren zum Tee-

trinken hergekommen und hatten beschlossen, Braun zu tragen. Margery fand noch einen Tisch am Fenster und saß mit ihrem Reiseführer und einer Fragenliste da. Ihr Mund war trocken wie ein Staubtuch, sie konnte kaum sprechen.

»Miss Benson?«

Sie fuhr hoch. Ihr erster Bewerber stand bereits vor ihr. Sie hatte ihn gar nicht kommen sehen. Er war groß wie sie, hatte aber kein Gramm Fleisch auf den Knochen und so kurz rasierte Haare, dass die weiße Schädelhaut durchschimmerte. Sein Anzug, den er bei der Entlassung aus der Armee bekommen haben musste, schlotterte um ihn herum.

»Mr. Mundic«, stellte er sich vor.

Margery hatte noch nie besonders gut mit Männern gekonnt (mit Frauen allerdings auch nicht). Sie streckte die Hand aus, allerdings erst nach einigem Zögern, als Mundic bereits Anstalten machte, sich zu setzen – ein Tanz, der von vornherein auf dem falschen Fuß begann. Und so begrüßte ihn Margery nicht mit dem üblichen Händedruck, sondern stieß ihm heftig die Finger ins Ohr.

»Reisen Sie gern, Mr. Mundic?« Margery zog gleich bei ihrer ersten Frage ihr Notizbuch zu Rate.

Er bejahte. Ja, er sei in Burma stationiert gewesen. Kriegsgefangenenlager. Er zog seinen Pass hervor.

Margery war schockiert. Das Foto zeigte einen großen, kräftigen Mann Ende zwanzig mit Bart und lockigem Haar, doch wer ihr da gegenüber saß, sah eher aus wie ein wandelnder Leichnam. Die Augen waren zu groß für sein Gesicht, die Knochen schienen sich jeden Moment durch die Haut bohren zu wollen. Auch war er nervös, konnte ihrem Blick nicht begegnen, seine Hände zitterten. Die

Hände waren übrigens das Einzige an ihm, das zu dem Mann auf dem Foto passte: Sie waren groß wie Paddel.

Margery lenkte das Gespräch höflich auf den Käfer. Sie holte ihre Karte von Neukaledonien hervor, die so alt war, dass man durch die Knickfalten durchsehen konnte. Sie deutete auf die größte der Inseln, die lang und schmal war, von der Form eines Nudelholzes. »Grande Terre«, sagte sie mit einer sehr deutlichen Aussprache, denn irgendwie wirkte Mr. Mundic, als hätte er Verständnisschwierigkeiten. Sie zeichnete ein Kreuz auf die Nordspitze der Insel. »Ich glaube, der Käfer ist dort.«

Sie wünschte, er würde ein wenig Begeisterung zeigen. Schon ein Lächeln wäre nett gewesen. Stattdessen rieb er sich die Hände. »Dort wird es Schlangen geben«, sagte er.

Lachte Margery etwa? Das war keine Absicht, das Lachen rutschte ihr nur heraus, weil sie genauso nervös war wie er. Mr. Mundic lachte nicht, sondern sah sie empört an, als hätte sie ihn beleidigt. Dann senkte er den Blick wieder zum Tisch, zu seinen Fingern, an denen er drehte und zerrte, als wolle er sie abschrauben.

Margery erklärte, dass es auf Neukaledonien keine Schlangen gebe. Und wenn sie schon beim Thema seien, welche Tiere es dort nicht gab: Es gab auch keine Krokodile, Giftspinnen oder Geier. Es gab einige recht große Echsen und Schaben und eine nicht sehr angenehme Meeresschlange, aber das war ungefähr alles.

Niemand, fuhr sie fort, habe je einen Goldenen Käfer von Neukaledonien gefangen, der zur Familie der weichflügeligen Rosenkäfer gehören musste. Die meisten Leute glaubten, dass er gar nicht existiere. Es gab goldene Skarabäen und goldene Laufkäfer, aber keine Sammlung enthielt

einen Goldenen Käfer von Neukaledonien. Sein Fund wäre eine kleine Sensation. Der Käfer war klein, ungefähr von der Größe eines Marienkäfers, aber weniger rund. Margery dämpfte die Stimme und beugte sich vor. Seit sie sich entschlossen hatte, nach dem Käfer zu suchen, war sie überzeugt, dass auch alle anderen ihm nachstellten, sogar die Leute, die gerade im Lyons Corner House Tee tranken und Fleischpasteten aßen. Außerdem gab es private Sammler, die ein kleines Vermögen für einen neu entdeckten Käfer zahlen würden.

Nun breitete Margery ihre Indizien aus. Erstens, einen Brief Darwins an seinen Freund Alfred Russel Wallace, in dem er (Darwin!) das Gerücht von der Existenz eines Käfers erwähnte, der aussah wie ein vergoldeter Regentropfen. Zweitens gab es einen Missionar, der in seinem Tagebuch einen Berg von der Form eines stumpfen Weisheitszahns beschrieb, wo er auf einen kleinen goldenen Käfer gestoßen war, so schön, dass er auf die Knie fiel, um zu beten. Drittens hatte ein Orchideensammler beinahe einen Treffer gelandet, als er in großer Höhe unterwegs war: Er hatte ein goldenes Aufblitzen gesehen, kam aber nicht rechtzeitig an sein Fangnetz heran. Alle drei Zeugnisse verwiesen auf die Insel Grande Terre in Neukaledonien, und wenn der Missionar und der Orchideensammler recht hatten, musste sich der Käfer im Norden dieser Insel befinden. Andere Sammler hatten sich bei ihren Exkursionen immer auf den Süden oder auf die Küste beschränkt, wo das Terrain weniger gefährlich war und sie sich sicherer fühlten.

Wissenschaftlich gesehen existierte der Käfer noch gar nicht, weil nichts existierte, bevor es nicht dem Natural

History Museum präsentiert worden war, samt Beschreibung und mit einem lateinischen Namen versehen. Margery müsste drei Paare des Exemplars nach England bringen, korrekt aufgesteckt und unbeschädigt, sonst wären sie wertlos. Desgleichen müsste sie detaillierte Zeichnungen und Notizen vorlegen. »Ich würde den Käfer gern nach meinem Vater benennen. Bensons Käfer. *Dicranolaius ben-soni*«, sagte sie.

Aber Mr. Mundic schien sich nicht für die Namensgebung zu interessieren. Er schien sich überhaupt nicht für den Käfer zu interessieren. Er sprang von der Stellenbeschreibung direkt zur Vertragsannahme und ließ den entscheidenden Mittelteil aus, in dem Margery ihm ein Angebot gemacht hätte. Ja, er werde Margerys Expedition leiten. Er werde ein Gewehr mitnehmen, mit dem er sie gegen die Wilden verteidigen und Wildschweine erlegen werde, die er am Lagerfeuer braten werde. Er fragte nach dem Abreisedatum.

Margery schluckte. Bei Mr. Mundic war eindeutig eine Schraube locker. Sie erinnerte ihn daran, dass sie nach einem Käfer suchte, und zwar im Jahr 1950: Da brauchte man keine Gewehre, und Neukaledonien war keine Insel voller Wilder. Im Krieg waren 50 000 Amerikaner dort gefahrlos stationiert gewesen. Es gab französische Cafés und Läden, Fast-Food-Restaurants und Milkshake-Bars. Reverend Horace Blake zufolge – sie hob den Reiseführer in die Höhe, als wäre er eine Bibel – benötigte Margery lediglich Geschenke wie Süßigkeiten und Reißverschlüsse, und was das Essen anging, würde sie ihren eigenen britischen Proviant in Form von Päckchen und Dosen mitnehmen.

»Wollen Sie damit sagen, ich bin nicht Manns genug, um

diese Expedition zu leiten?« Mr. Mundic schlug mit der Faust auf den Tisch, wobei er den Salz- und Pfefferstreuer knapp verfehlte. »Wollen Sie damit sagen, Sie brauchen mich nicht?«

Plötzlich sprang er auf. Es war, als hätte jemand einen Schalter in ihm umgelegt. Margery hatte keine Ahnung, was sie verbochen hatte. Er fing an zu schreien, Speicheltröpfchen flogen aus seinem Mund. Er warf Margery an den Kopf, sie sei eine wirklich dumme Person. Sie würde sich im Regenwald verirren und in einer Grube sterben ...

Mr. Mundic schnappte seinen Pass und ging. Trotz seiner Größe wirkte er klein mit seinen zu kurzen Haaren und seinem zu großen Anzug. Er ballte die knochigen Hände zu Fäusten und drängte sich an den Kellnerinnen mit ihren kleinen weißen Häubchen und an den geduldig auf einen Platz wartenden Gästen vorbei, als hätte er jeden Einzelnen von ihnen.

Er war ein Opfer des Kriegs, und Margery hatte keine Ahnung, wie sie ihm helfen könnte.

Ihre zweite Bewerberin, die Witwe, kam zu früh, was gut war, und wollte nur ein Glas Wasser, was noch besser war. Aber sie dachte, Margery hätte mit Kaledonien Schottland gemeint. Nein, sagte Margery. Sie meinte Neukaledonien, auf der anderen Seite der Erdkugel.

Damit war das Gespräch beendet.

Margery konnte nur noch mit Mühe Ruhe bewahren. Von ihren vier ursprünglichen Bewerbern hatte die erste, Enid Pretty, sich selbst disqualifiziert, bevor es überhaupt zu einem Gespräch gekommen war. Mr. Mundic brauchte

Hilfe, die dritte Bewerberin war nach drei Minuten abgesprungen. Margery begann zu befürchten, die Expedition ihres Lebens stünde bereits vor dem Aus, als die pensionierte Lehrerin ankam. Miss Hamilton schritt in einem Regenmantel durch das Lokal, der gut auch als Vorhang hätte dienen können; ihr Rock hatte einen Gummibund und eine praktische Bratensaucenfarbe, auf der alle Flecken untergingen. Auch sie hatte einen Bart – keinen wirklich dichten, aber doch mehr als ein paar sprießende Härchen. Margery mochte sie auf Anhieb. Sie winkte Miss Hamilton zu, und Miss Hamilton winkte zurück.

Kaum hatte Margery ihr von ihrem Käfer erzählt, als Miss Hamilton blitzartig ihr Notizbuch zückte und ihren eigenen Fragenkatalog abarbeitete – manche Fragen stellte sie auf Französisch. War Margery auch an Schmetterlingen interessiert? (Nein. Nur an Käfern. Sie hoffte, viele Arten sammeln zu können.) Wie lange würde die Expedition dauern? (Fünfeinhalb Monate, einschließlich der Reise.) Hatte sie schon eine Hütte als Basislager gemietet? (Noch nicht.) Das ganze Gespräch verlief in umgekehrter Richtung, dennoch war Margery begeistert. Es war, als begegne sie hier einer verbesserten Ausgabe ihrer selbst, die keine Nervosität kannte – und das sogar in einer Fremdsprache. Nur als Miss Hamilton nach ihrer Arbeit fragte, geriet Margery in Panik. Sie gab den Namen ihrer Schule an und wechselte dann das Thema. Außerdem schob sie ihre Füße unter den Stuhl – Miss Hamilton konnte natürlich nichts von den Stiefeln wissen, aber Schuldgefühle halten sich nun einmal nicht an Logik.

»Sie brauchen keins dieser blonden Flittchen als Assistentin«, sagte Miss Hamilton, als passenderweise ein blon-

des Flittchen am Fenster vorbeistöckelte. »Was haben diese jungen Frauen für den Krieg getan, außer sich auf den Rücken zu legen und die Beine breit zu machen? Familie?«

»Pardon?«

»Was ist Ihr familiärer Hintergrund?«

»Ich bin bei zwei Tanten aufgewachsen.«

»Geschwister?«

»Meine vier Brüder sind am selben Tag bei Mons gefallen.«

»Ihre Eltern?«

»Auch tot.«

Margery brauchte eine Pause. Die Wahrheit über ihren Vater war ein schwarzes Loch, eingekreist von »Betreten verboten«-Schildern. Sie machte immer einen großen Bogen darum. Der Tod ihrer Mutter war anders gewesen, vielleicht, weil sie starb, während sie in ihrem Sessel döste. Obwohl Margery sie gefunden hatte, war es kein Schock für sie gewesen. Ihre tote Mutter hatte auf tröstliche Weise ihrer lebenden Mutter geähnel. Ihre Brüder hatte sie schon so lange verloren, dass sie sich als Einzelkind fühlte. Sie war die letzte Dose aus der Benson-Fabrik, das Ende der Produktion.

Miss Hamilton sagte: »Zwei Weltkriege haben eine Nation alleinstehender Frauen hervorgebracht. Wir brauchen unser Licht nicht unter den Scheffel zu stellen.« Mit einem Ruck schob sie ihre Handtasche auf den Arm, als habe die Tasche schon einmal einen Fluchtversuch unternommen und als wolle ihre Besitzerin kein Risiko mehr eingehen. »Auf Wiedersehen, Miss Benson. Was für ein wunderbares Abenteuer. Sie können mit mir rechnen.«

»Das heißt, Sie kommen mit?«

»Ich würde die Sache um nichts auf der Welt verpassen wollen.«

Es wäre eine Lüge zu behaupten, dass Margery den ganzen Weg nach Hause in Hopsern zurücklegte. Sie war seit ihrer Kindheit nicht mehr gehopst. Außerdem war es dunkel und regnete, die Luft war dick wie Erbsensuppe, und die Lacrosse-Stiefel rieben an der Ferse. Aber während sie nach Hause hinkte, schien alles, an dem sie vorbeikam, kostbar – die schmutzigen, kaputten Häuser mit ihren Einschusslöchern, die Frauen, die um Lebensmittel anstanden, die Männer in Jacken und Hosen, die ihnen nicht passten –, so kostbar, als hätte sie sie schon hinter sich gelassen. Kurz meinte sie, Schritte zu hören, doch als sie sich umdrehte, war niemand zu sehen. Die Leute tauchten aus dem Smog auf und verflossen wieder wie Tinte im Wasser. Margery hatte mit drei Fremden über den goldenen Käfer gesprochen. Zwar hatten zwei dieser Leute eilig das Weite gesucht, aber in Margerys Vorstellung war der Käfer realer geworden, leichter auffindbar sogar. Sie öffnete die Handtasche, um den Schlüssel herauszunehmen, und fragte sich, was sie mit ihrer Landkarte gemacht hatte; aber jetzt war keine Zeit, darüber nachzudenken, denn unter der Tür lag ein Umschlag. Absender war die Direktorin.

Ich bedaure, Sie informieren zu müssen, dass die Angelegenheit nun der Polizei übergeben wurde, nachdem Sie es verabsäumt haben, die gestohlenen Stiefel zurückzusenden.

Da wurde es Margery mulmig im Magen, als sause sie in einem Fahrstuhl, dessen Halteseile gekappt worden waren, in die Tiefe. Sie versteckte den Brief unter dem Bett und zog ihren Koffer hervor.

Schaff bloß das Ding weg!

Viele Jahre wusste Margery nicht, was mit ihrem Vater geschehen war. Nachdem er durch die Terrassentür getreten war, hatte sie den Schuss gehört, hatte Blutspritzer auf der Scheibe gesehen und eine solche Panik bekommen, dass sie erst einmal wie angewurzelt stehen blieb. Dann folgten andere Geräusche, hundert Vögel, der Schrei ihrer Mutter, unbekannte Stimmen tönten durch das Pfarrhaus. Sie wusste nicht mehr, was sicher war und was nicht. Sie sah nichts mehr außer dem Rot auf dem Fenster, wollte nichts weiter als ihren Vater, bis schließlich jemand daran dachte, nach ihr zu suchen. Ein Mann fand sie unter dem Bücherregal. Sie hatte diesen Menschen noch nie gesehen; er kauerte sich auf den Boden, um ihr gut zuzureden, damit sie herauskäme. Er sagte, ihr Vater habe einen Unfall gehabt, und sie müsse jetzt ein ganz braves kleines Mädchen sein, keinen Ärger machen und sich nicht länger unter Möbeln verstecken.

In den nächsten Wochen leerte sich das Pfarrhaus, alles verschwand nach und nach. Nicht nur die Köchin und das Hausmädchen, sondern auch der gesamte Hausrat. Margery sah zu, wie die Dinge, die bislang ihr Leben ausgemacht hatten – der Tisch, gegen den sie gerannt war, als sie vier war, der Schrank, in dem sie sich einmal einen ganzen

Nachmittag lang versteckt hatte, die Kricketschläger ihrer Brüder, die Bücher ihres Vaters – auf Wagen geladen und abtransportiert wurden. Dann verließen auch sie selbst und ihre Mutter das Haus, ihre Mutter in dunklem Krepp, Margery in einer alten Hose und mit einem kratzigen Strohhut. Ein Koffer war alles, was sie hatten.

Sie stiegen in den Zug, der sie zu ihren Tanten nach London brachte. Ihre Mutter zog sich in eine Ecke des Abteils zurück und dämmerte weg, während Margery die Stationen zählte und ihre Namen laut aussprach. Ihre Mutter war eine Frau von stattlichem Leibesumfang, die aber nichts Weiches an sich hatte. Beim Versuch, sie zu umarmen, gab nichts nach, sondern wurde höchstens noch härter.

»Ich werde nie mehr glücklich sein«, sagte sie, als wäre Trauer ein Hut, den sie nie wieder absetzen könnte.

Und Margery, die keine Ahnung hatte, wovon ihre Mutter redete, beugte sich aus dem Fenster und verkündete, sie könne die Themse sehen.

Aunt Hazel und Aunt Lorna waren Zwillinge, die Schwestern ihres Vaters und beide sehr religiös. Sie trugen Schwarz, sogar an Sonnentagen, und beteten vor und nach jeder Mahlzeit, manchmal auch mittendrin. Sie unterhielten sich nicht im eigentlichen Sinne mit anderen, sondern gaben erbauliche Sentenzen von sich, zum Beispiel: »Wir frohlocken in unserem Leiden, denn wir wissen, dass durch das Leiden unsere Standhaftigkeit wächst.« Oder: »Man bekommt nie mehr aufgebürdet, als man tragen kann.« Sätze der Art, wie andere Frauen sie auf Mustertücher stickten. Sie taten, was unverheiratete Fräulein einer gewissen Gesellschaftsschicht tun durften: abstauben, womit

sie enorm viel Zeit verbrachten, die Wäschestücke zählen, aber nicht waschen, das Silber polieren, bis es blitzte und blinkte. Alles andere überließen sie Barbara, dem Dienstmädchen, das bei ihnen wohnte. Barbara war eine einschüchternde Person, trug ihr Haar in einem Dutt und betrachtete jede Anweisung als persönlichen Affront. Die Tanten besaßen in einem herrschaftlichen Haus in Kensington eine Wohnung, zu der hundert Stufen hinaufführten. Einen Garten gab es nicht, nur einen Platz mit gemeinschaftlicher Grünanlage.

Nachdem der Koffer hineingeschafft war, stocherte Aunt Hazel im Kaminfeuer, bis es kräftiger brannte, und Aunt Lorna zog die Vorhänge zu. Sie luden Margerys Mutter in einem Lehnssessel am Fenster ab wie ein Plüschtier, das seine Füllung verloren hatte. Das Wohnzimmer war mit wuchtigen Möbeln vollgestellt, die keinerlei Zugeständnisse an die beschränkten Ausmaße des Raums machten. Und so waren alle etwas beengt. Ihre Tanten bemerkten fassungslos, dass Margery sehr groß für ein Mädchen sei und sich auch wie ein Junge kleide. Ihre Mutter gähnte und erklärte, das Problem sei, dass sie so einen Schuss gemacht habe. »Darf ich bitte spielen gehen?«, fragte Margery. Ihre Tanten erlaubten ihr, in der Grünanlage zu spielen, solange sie keinen Lärm mache und keine Blumen abknicke. Aber als sie fragte: »Kommt mein Vater bald?«, schlossen alle drei Frauen die Augen. Einen Augenblick lang dachte Margery, gleich würden sie ein Gebet sprechen.

Dann aber fragte Aunt Hazel: »Tee?«

»Klingel nach Barbara«, forderte Aunt Lorna sie auf.

»Ich bin so müde«, gähnte ihre Mutter.

Und so blieb es die nächsten Monate. Margery streifte

durch die Grünanlage und tat ihr Bestes, um weder Lärm zu machen noch Blumen abzuknicken. Aber wenn sie nach ihrem Vater fragte oder wenn sie nach Hause wollte oder ihre Brüder erwähnte, klingelten ihre Tanten schnell nach Barbara, ihre Mutter schloss die Augen, als überfiele sie ein Zauberschlaf, der Jahrhunderte dauern könnte, und Barbara kam wütend ins Wohnzimmer gestampft und knallte ein überladenes Teetablett hin. Niemand wollte Margery weh tun. Im Gegenteil, sie wollten ihr die Schande ersparen. Aber Margery hatte das Gefühl, sie wandere durch ein verwünschtes Land, ein Land ohne Wegweiser oder Grenzpfähle, in dem alle schliefen außer ihr. Sie bekam Panikattacken. Nässte nachts ein. Weinte grundlos. Eine Weile verbrachte sie ihre Tage damit, nachzusehen, ob die Männer mit Verbänden oder im Rollstuhl, denen sie draußen begegnete, vielleicht ihr Vater seien. Schließlich traf ihr Gehirn eine Entscheidung für sie: Es war besser, Dinge nicht zu behalten, die eindeutig nicht dazu gedacht waren. Ein Loch tat sich auf, in dem alles aus ihrem Leben vor den Tanten verschwand wie Wasser, das den Abfluss hinuntergurgelte. Der Krieg ging zu Ende, und ihre Brüder und ihr Vater gehörten einem Teil ihres Lebens an, der unglaublich fern schien, als blicke sie über einen See. Obwohl sie sie vermisste, spürte sie nichts. Es tat nicht weh. Und schließlich war ein reiner Frauenhaushalt nichts Ungewöhnliches: Eine ganze Generation von Männern war ausgelöscht worden.

Das Leben ging weiter. Ihre Tanten ersetzten die abgelegten Sachen ihrer Brüder durch schlichte Kleider, und solange Margery nicht herumrannte oder lärmte, bemerkten sie sie gar nicht. Eine Schule wurde gefunden, in die sie nur

selten ging und wenn, hielt sie sich abseits. Ihre Mutter blieb im Sessel sitzen und wurde immer dicker, und immer noch sagte niemand etwas über ihren Vater. Margery vergaß sein Buch mit den unglaublichen Geschöpfen.

Dann kam sie eines Nachmittags ins Wohnzimmer, und alle vier Frauen waren auf Möbelstücke geklettert und versuchten dort, das Gleichgewicht zu halten. Auch Barbara, das Dienstmädchen, und sogar ihre Mutter – schon seit Jahren hatte Margery sie nichts mehr tun sehen, was eine solche Gelenkigkeit erforderte.

»Schaff das Ding weg!«, kreischte Barbara und klang sogar nicht wie ein Dienstmädchen. Alle vier Frauen deuteten zum Fenster.

Am Vorhang hing etwas wie eine kleine schwarze Brosche. Margery stellte fest, dass es ein Käfer war. »Hallo«, sagte sie. Als sie das Gefühl hatte, sein Vertrauen gewonnen zu haben, nahm sie ihn behutsam in die Hand und öffnete das Fenster. Vor lauter Verantwortung fühlte sie sich riesengroß. Und Angst hatte sie schon gar nicht.

Aber als sie versuchte, den Käfer in die Freiheit zu entlassen, rührte er sich nicht vom Fleck. Hatte sie ihn *umgebracht*? Sie schüttelte ganz leicht den Arm, betete sogar, und zu ihrem Entzücken hob sich plötzlich sein Rücken und teilte sich in zwei harte Flügel. Darunter breitete sich ein wundersames zweites Flügelpaar aus wie zwei winzige Fächer, dünn wie Bonbonpapier, und begann zu schlagen. Ich kenne das doch, dachte sie. Ich weiß Bescheid. Der Käfer hielt einen Moment inne, als wolle er sich vergewissern, dass alles gut funktionierte, dann erhob er sich in die Luft, steuerte direkt auf die Wand zu, fuhr dann die winzigen Beinchen aus und schwenkte in letzter Sekunde in

die richtige Richtung ab. Er brummte sehr geschäftig, und zum ersten Mal hatte Margery das Gefühl, sie habe etwas von der gefahrvollen Mechanik des Fliegens begriffen. Ein Käfer mochte klein sein und vergleichsweise plump, aber sein Drang zu fliegen war atemberaubend. Sie begann zu lachen.

Als der Käfer einige Tage später zurückkehrte – oder ein Verwandter von ihm, der genauso aussah –, fing Margery ihn in den hohlen Händen und brachte ihn in ihr Zimmer. Sie versteckte ihn in einer kleinen Schachtel, in die sie Blätter und andere Dinge füllte, die ihm vielleicht gefielen, einschließlich Erde und Wasser. Sie gab ihm einen Namen, Tobias Benson, denn so hieß ihr Vater, und zeichnete ihn so oft, bis ihr das Papier ausging. Er lebte zwei Wochen, von niemandem entdeckt. Am Tag, als er starb, weinte Margery so sehr, dass ihre Tanten glaubten, sie leide an Verdauungsstörungen.

Dies war der Beginn ihrer Leidenschaft für Käfer. Sie war die ganze Zeit draußen unterwegs, um nach ihnen zu suchen, und wenn man erst einmal damit anfing, waren sie erstaunlich leicht zu finden. Egal, womit Margery gerade beschäftigt war, in Gedanken war sie immer bei den Käfern. Sie zeichnete sie, machte Notizen, entlieh Bücher aus der Bibliothek. Sie lernte, dass es im Reich der Käfer über 170 Familien gab, Laufkäfer, Rüsselkäfer, Mistkäfer, Ölkäfer und Schröter, und dass jede Familie tausend Varianten umfasste. Sie lernte ihre einheimischen Namen: Dungkäfer, Maikäfer, Junikäfer, Grüner Schildkäfer, Schwarzer Moderkäfer. Sie wusste, wo sie lebten, was sie fraßen, wo sie ihre Eier ablegten, worin sie sich unterschieden. Sie hielt ihre Käfer in selbstgemachten Behausungen und Gläsern

und füllte Heft um Heft mit ihren Zeichnungen und Beschreibungen.

Käfer, ja, die verstand sie. Es waren die Menschen, die ihr fremd geworden waren.

Als würde der Brustkorb gequetscht

»Liebe Miss Benson, is die Stele noch frei?«

»Liebe Miss Benson, ham sie meine Brife bekommen? Ich möchte ire Asistentin sein!«

»Milch, Bitersalz, Kool.«

In den nächsten Tagen kamen noch drei weitere kaum entzifferbare Briefe von Enid Pretty; bei einem handelte es sich allerdings um eine reine Einkaufsliste für den Gemischtwarenladen.

Margery hatte keine Zeit zu antworten. Sie hatte kaum Zeit zum Denken. Das Glück war mit den Tüchtigen, deshalb hatte Margery fleißig eigene Listen und Finanzpläne aufgestellt, die nun überall herumlagen. *Corned beef, Strümpfe, Ethanol, Sucherlaubnis*. Seit Miss Hamilton ihre Assistentin geworden war, hatte die Expedition eine rasante Eigendynamik entwickelt. Miss Hamilton wollte rechtzeitig zum *Festival of Britain* im nächsten Mai zurück sein. Wenn sie in drei Wochen aufbrachen, also Mitte Oktober, dann hätten sie sechs Wochen Zeit für die Hinreise und drei Monate für Exkursionen; im Februar würden sie von Neukaledonien wieder zurückreisen. Drei Wochen Vorbereitungszeit waren nichts. Es war im Grunde ein Irrsinn. Es bedeutete auch, dass sie in der heißesten Jahreszeit dort wären, in der Reverend Horace Blake vor Wirbelstürmen

warnte. Aber jetzt steckte Margery schon mittendrin. Sie hatte bereits einmal aufgegeben, und wenn sie jetzt ein zweites Mal aufgäbe, dann bekäme sie nie wieder eine Chance. Das wusste sie. Mit ihrem Traum wäre es endgültig vorbei.

Zeit, einen Pass zu besorgen.

Der junge Mann hinter der Theke sagte, die Bearbeitung eines Antrags dauere einen Monat. Und ihr Antrag sei ohnehin so nicht korrekt. Der Mann war sehr dünn, fast hätte man ihn spindeldürr nennen können, und seine Wimpern waren so blass, dass seine Augen aussahen wie rasiert. »Aber ich habe nur noch drei Wochen«, erwiderte Margery. »Und was genau stimmt mit meinem Antrag nicht?«

»Sie haben keine Fotografie beigelegt. Und so können Sie Ihr Gesicht nicht beschreiben.«

»Warum nicht?«

»Sie können Ihr Gesicht als rund beschreiben. Oder als länglich.«

»Das ist alles? Das sind die einzigen Möglichkeiten, wie ich mein Gesicht beschreiben kann?«

Zwei Stunden hatte sie im Passamt Schlange gestanden. Sie musste vor einer Frau warten, die erkältet war und ihre Keime in den ganzen Raum hinausschleuderte. Margery hatte ihr Formular korrekt ausgefüllt, und bei der Aufforderung, ihr Gesicht zu beschreiben, hatte sie ›intelligent‹ angegeben. Eine Fotografie hatte sie nicht beigelegt, weil sie keine besaß.

»Jedes Foto ist geeignet«, erklärte der Passbeamte und gab ihr ein neues Antragsformular, »nur einen Hut dürfen Sie nicht tragen. Sie haben doch sicher ein altes Foto?«

Nein, Margery hatte keines. Sie hatte weder ein altes noch ein neues, weder eins mit Hut noch eins ohne Hut. Als junge Frau hatte sie aus allen Fotos, auf denen sie abgebildet war, ihr Gesicht herausgeschnitten, und inzwischen war ihr das zur Gewohnheit geworden. Sie konnte sich nicht einmal erinnern, warum sie es tat. Ihr war einfach wohler, wenn sie nicht auf Fotos zu sehen war.

Die Frau mit der Erkältung hustete immer tiefer aus den Bronchien, und der Passbeamte starrte Margery an, als wäre sie ein Fossil. Doch das alles änderte nichts an der Tatsache, dass sie kein Foto hatte. »Außer, Sie akzeptieren ein Foto von mir ohne Kopf.«

Der Passbeamte sagte, nein, das könne er nicht. Der Kopf sei schließlich das, worauf es ankomme. Er wies Margery zu einem Fotoautomaten mit Münzeinwurf.

Margery war eine intelligente Frau, wie sie ja auch auf ihrem Passantrag angegeben hatte, aber der Fotoautomat mit Münzeinwurf schien ein Import von einem anderen Planeten. Vorn warb ein Schild: »Fotos, während Sie warten!« Das provozierte natürlich die Frage, wie man wohl ein Foto von sich machen lassen konnte, während man wegging und andere Dinge erledigte, aber es war nicht der Moment, um darüber mit dem Passbeamten zu diskutieren, denn eine weitere Person – die Frau mit der Erkältung – stand schon vor ihm, um sich ebenfalls einen Pass anfertigen zu lassen. Also betrat Margery die Kabine, warf ihre Münzen ein, nahm ihren Hut ab und beugte sich vor, um noch einmal die Anweisungen zu lesen. Da blitzte es auch schon, und auf dem Foto war kein bisschen von ihr zu sehen. Sie trat aus der Kabine, stellte sich noch einmal an und ging wieder hinein. Sie warf weitere Münzen ein, bis

sie feststellen musste, dass sie nicht genügend hatte. Als sie mit einem neuen Vorrat an Münzen zurückkehrte, war die Kabine bereits von einem Pärchen besetzt, das seine Münzen und die Kabine für etwas Lebhafteres benutzte als für die Aufnahme eines Passfotos. Danach hatte Margery das Bedürfnis, den Sitz abzuwischen, rein aus hygienischen Gründen. Draußen bildete sich eine Schlange von Leuten, die zu murren anfangen, und vor lauter Nervosität stellte Margery den Sitz zu hoch ein. Folglich war auf dem nächsten Fotostreifen zwar ihr Kopf abgebildet, aber nur die untere Hälfte. Sie sah kaum aus wie ein Mensch. Weitere Münzen, erneutes Anstellen. Das dritte Fotoset wäre perfekt gewesen, hätte nicht eine hilfsbereite Frau in der Annahme, Margery habe Schwierigkeiten, den Vorhang aufgerissen, während der Blitz losging. Obwohl Margery nun zur Gänze porträtiert war, zeigten die Fotos auch eine dunkelhaarige Frau, der Margery noch nie im Leben begegnet war, eine Frau mit einer überraschten und ausgesprochen schuldbewussten Miene. Inzwischen war der Nachmittag halb vorbei.

Als Margery auf den Passbeamten zuing, duckte er sich blitzschnell hinter die Theke. (»Ich sehe Sie trotzdem«, sagte Margery.) Rasch stempelte er ihren Antrag ab und sagte, damit müsse es nun gut sein. Er werde den Antrag mit dem Vermerk »Dringend« versehen.

19 Strümpfe (nicht in Paaren)

1 grauer Rock

1 graue Strickjacke

2 Hüfthalter

Illustrierter Führer zu den Käfern der Welt

Insects, Their Ways and Means of Living von Snodgrass

1 Führer für seltene Orchideen

1 braunes Kleid (Gürtel fehlt)

1 Französisch-Wörterbuch

30 Päckchen Hafermehl

1 Paar Lacrosse-Stiefel

Taschenreiseführer für Neukaledonien von Reverend

Horace Blake

Die Zeit verging zu schnell. Margery spürte das Blut in ihren Adern pochen; ihr drehte sich der Kopf, ihr Kiefer war verspannt. Das *Office Central des Permis* in Neukaledonien wegen einer Sucherlaubnis anschreiben. An die französische Botschaft schreiben. An das Britische Konsulat. Vorräte einkaufen. Sammelausrüstung ordnen. Koffer packen. Zum Arzt, wegen der Impfungen. Und seit der Stiefeldiebstahl bei der Polizei gemeldet war, ging Margery jedes Mal in der Erwartung vor die Tür, einen uniformierten Mann mit einem Haftbefehl vorzufinden.

Miss Hamilton schrieb täglich. Sie sprudelte vor neuen Ideen und Vorschlägen. *Wäre es nicht lustig, sich wie Männer anzuziehen und Maulesel zu mieten?* Offen gesagt, nein. Margery hatte ein Mauleseltrauma, seit sie als Kind von einem solchen Tier gebissen worden war. Sie würde alles tun, um den großen gelben Zähnen aus dem Weg zu gehen. Und sie hatte weniger Geld, als sie hatte durchblicken lassen. Sie war nie eine gute Lügnerin gewesen – Barbara hatte sie einmal gezwungen, in ein Stück Seife zu beißen, weil sie beteuert hatte, sie hätte das Sieb nicht zum Käfersammeln entwendet. Aber der Treuhandfonds, den sie von ihren Tanten geerbt hatte, würde kaum noch die Rückreise finan-

zieren. Sie schrieb ein zweites Mal an die Royal Entomological Society und kassierte eine weitere Absage. Der Brief endete mit einer deutlichen Warnung: *Unternehmen Sie unter keinen Umständen eine Expedition in die entlegenen nördlichen Gebiete Neukaledoniens*. Denselben Ratschlag erhielt sie vom Auswärtigen Amt.

Bares, Bares, sie brauchte mehr Bares. Margery verkaufte alles in ihrer Wohnung, was nicht niet- und nagelfest war. Wieder sah sie einen Wagen davonfahren, diesmal beladen mit den Möbeln, die ihren Tanten gehört hatten. Die wären entsetzt gewesen, aber Margery blieb nichts anderes übrig. Wie der Käufer sagte, war der Verkauf der Möbel immer noch besser als ein Schlag ins Auge mit einem nassen Fisch. Da wären viele Dinge besser, dachte Margery und tat sich schwer damit, seine Bemerkung als Trost zu empfinden.

Margery ging zum Reisebüro und erstand zwei Rücktickets auf der RMS *Orion* von Tilbury nach Brisbane, Doppelkabine, Touristenklasse, Rückfahrt am 18. Februar. Der Reisebürokaufmann zeigte ihr eine Broschüre mit bunten Fotos von gelben Deckstühlen und einem Meer, blau wie ein Swimmingpool, sowie von geräumigen Kabinen mit gelben Blumen, gelben Betten und gelben Vorhängen am Bullauge. Doch als sie sich erkundigte, ob sie die Broschüre mitnehmen könne, antwortete er, leider nicht. Sie buchte ein Doppelzimmer im Marine Hotel in Brisbane, wo sie zwei Nächte verbringen und dann das Flugboot nach Nouméa nehmen würden. Sie tauschte alles, was von ihren Ersparnissen noch übrig war, in Reiseschecks um, ließ sich gegen Typhus und Gelbfieber impfen – ein paar Tage lang war ihr linker Arm ungefähr so nützlich wie ein drittes Bein – und begann, Proviant zu horten.

»In ganz Neukaledonien«, schrieb Reverend Horace Blake, »sind die sanitären Einrichtungen primitiv. Treffen Sie alle Vorsichtsmaßnahmen gegen eine mögliche Ansteckung.«

Wo einst Möbel gestanden hatten, stapelten sich jetzt Toilettenpapier, Medikamente gegen Darmkoliken und Durchfall, Dr. James's Fieberpulver, Wasserreinigungstabletten, Schwefelsäure, Brechweinstein, Talkumpuder, Bittersalz, Lavendelwasser, dazu zwei zusammengefaltete Planen, Bettlaken aus Baumwollkattun, zwei Moskitonetze, ein Taschenmesser, Walkden's Tintenpulver, Gurte und Wetzsteine, Nadeln, Faden, Klebeband, Mull, ein Viermonatsvorrat an Dosen mit Frühstücksfleisch, Kondensmilch – prinzipiell alles, was es ohne Bezugsscheine an Dosenkonserven gab –, Currypulver, Kaffeepulver, Batterien, Verbände, Chinin, Bürsten, Schnur, Löschpapier, Notizbücher, Bleistifte, zwei Hängematten und ein Segeltuchzelt. Sie gab bei Watkins & Doncaster eine Bestellung für eine professionelle Sammelausrüstung auf – ein Fangnetz, einen Saugexhaustor mit zwei Gummischläuchen, Sammelröhrchen, Tötungsgläser, einen Vorrat an Ethanol und Naphthalin, Tablets, Mottenkugeln, Watte, Papier, Etiketten und Insektennadeln –, aber als sie die Kiste auspackte, waren die Röhrchen zerbrochen, und sie musste sie zurückschicken.

Es war seltsam, diese Dinge nach so vielen Jahren wieder zu sehen. Wieder ein Stück Schlauch in der Hand zu halten. Das eine Ende in den Mund zu stecken, das andere über einen imaginären Käfer zu stülpen und rasch anzusaugen, nicht zu heftig und nicht zu zaghaft, so dass das Insekt in den Schlauch hineingezogen wurde. Es dann si-

cher in ein Glas umzusetzen. Es war, als hätten ihre Sinne heimlich eine Erinnerung bewahrt, die ihr Bewusstsein weit weggeschoben hatte.

Zum Anziehen packte Margery eine Auswahl brauner Kleidungsstücke ein, dazu ihr bestes lilafarbenes Kleid für besondere Anlässe. Sie versuchte, einen Tropenhelm zu kaufen, und bekam einen Sonnenhut angeboten. Sie fragte nach einer einfachen Jacke mit aufgesetzten Pattentaschen und erhielt die Auskunft, so etwas gebe es nur für Männer. Aber wenn sie Taschen brauchte, um Dinge zu verstauen? Der Verkäufer schlug eine Handtasche vor. Handtaschen finde sie im Erdgeschoss, fügte er hinzu, zwischen Kosmetik und Strumpfwaren. Schließlich gab sie ihre Suche nach einer solchen Jacke auf. Dafür trieb sie einen gebrauchten Tropenhelm auf, der mehr nach Kuchenform als nach Kopfschutz aussah. Die Lebensmittelvorräte und die Zeltausrüstung würde sie in einer Teekiste vorausschicken lassen, ihre wertvolle Sammelausrüstung dagegen verstaute sie in einer speziellen Gladstonetasche, die sie bei sich behalten würde.

Fünf Tage vor der Abreise lieferte Margery ihre Teekiste bei der Reederei ab. Sie würde sie erst auf der anderen Seite der Erdkugel wiedersehen – genauso unvorstellbar wie ein Kopfstand. Zu Hause wartete ein weiterer Brief von Miss Hamilton auf sie.

»Liebe Miss Benson ...« Die Nachricht war ungewöhnlich kurz, und Margery las langsam. Miss Hamilton schrieb, sie habe selbst »ein wenig recherchiert und Erkundigungen eingezogen!«. Das klang gut und bereitete Margery in keiner Weise auf das Folgende vor. Nach Rücksprache mit Margerys letztem Arbeitgeber sah sich Miss Hamilton lei-

der nicht länger in der Lage, Margery zu begleiten – aufgrund eines »bedauerlichen Vorfalles, dessen Weiterverfolgung der Polizei obliegt«. Margery hatte das seltsame Gefühl, als würde ihr Brustkorb gequetscht. Sie musste sich am Konsolentisch festhalten – nur gab es den Konsolentisch nicht mehr, und sie taumelte gegen die Wand.

Es fällt Menschen leichter, das Schlimmste zu glauben, das über jemanden gesagt wird, als das Netteste. Margery fühlte sich, als wäre Miss Hamilton ihren beschämendsten Geheimnissen auf die Spur gekommen und präsentiere sie nun triumphierend auf einem Tablett, damit die ganze Welt sie sehen konnte. Lange hörte sie nicht auf zu zittern.

Konnte sie auf eine Hilfskraft verzichten? Natürlich nicht. Sie konnte unmöglich die ganze Ausrüstung tragen, und außerdem war ihr die Sache zu unsicher. Mr. Mundic zu bitten hatte keinen Sinn; bevor sie ihr Fangnetz schnappen könnte, hätte er die Käfer schon frittiert. Ihr blieb nur noch eins – zugegeben, da musste sie wirklich den Bodensatz zusammenkratzen. Drei Tage vor der Abreise schrieb Margery an Enid Pretty und bot ihr die Expeditionsbegleitung an. Sie legte ihr dringend nahe, mit leichtem Gepäck zu reisen. Ein Hut, ein Paar Stiefel, drei schlichte Kleider, dazu eines für besondere Anlässe. Auf Geschmacklosigkeiten wie grelle Farben, Blumenmuster, Federn, Pompons, Bänder und so weiter sei ganz zu verzichten. Margery schloss mit der Anweisung, sich morgens um neun unter der Uhr am Bahnhof Fenchurch Street einzufinden, sie selbst sei leicht an ihrer Safariausrüstung zu erkennen. Erwartungsgemäß fiel Enid Prettys Antwort mehr oder weniger sinnfrei aus.

»Libe Miss Benson. Erfroit zu akseptiren. Pinker Hut!«

Margery schrieb an die Reederei und ließ Enid Prettys Namen auf die Passagierliste setzen. Sie hatte einen Tropenhelm (abgehakt) und Stiefel (abgehakt). Sie hatte eine Assistentin mit offenkundigen Rechtschreibproblemen und einen Pass, wenn auch einen mit dem Foto einer völlig unbekanntem Frau im Hintergrund, dazu Reverend Horace Blakes Taschenreiseführer, eine komplette, funkelnagelneue Sammelausrüstung und genug Toilettenpapier, um eine Kleinstadt zu versorgen. Ja, sie hatte eine Enttäuschung wegstecken müssen, aber das war noch lange nicht das Ende. Es war lediglich der Anfang eines anderen Abenteuers.

Endlich verwirklichte sie ihren Plan. Sie war unterwegs nach Neukaledonien.

Ein kleiner Spaß

Es hatte als kleiner Spaß begonnen, um ihr zu zeigen, wo es lang ging. Außerdem war er auf Lehrer nicht gut zu sprechen. Er hatte nie den Idioten vergessen, der ihn in die Deppenklasse geschickt hatte. »Ich kann lesen«, hatte er zu ihm gesagt.

Und dieser Lehrer hatte ihn aufgefordert: »Dann zeig's uns, Mundic. Zeig der Klasse, dass du lesen kannst.«

Da hatte er das Buch genommen und Wort für Wort buchstabiert, aber der Lehrer hatte recht behalten, er schaffte es nicht. Die Wörter hüpfen vor seinen Augen, er konnte sie nicht dazu bringen, stillzustehen. Die Klasse hatte ihn nach der Schule fertiggemacht. Blödi, hatten sie ihn genannt, und so nannten sie ihn weiter ab diesem Tag, hänselten ihn und riefen ihm nach: *Blööö-diii!*

Nein, für Lehrer hatte er nichts übrig.

Nach dem Vorstellungsgespräch hatte er draußen vor dem Lyons auf sie gewartet. Er wollte sie erschrecken, schließlich hätte sie nicht über ihn lachen dürfen, als er sagte, dass es dort Schlangen gab. Was wusste sie schon? Sie war eine Frau. Sie brauchte ihn, um ihre Expedition zu leiten. Fünf Jahre war er nun aus Burma zurück, und immer noch konnte er sich auf keiner Arbeitsstelle halten. Entweder wurde er krank, oder es passierte etwas, worüber er sich

aufregte, und dann kam es zur Schlägerei. Er sah Leute, die sich für Essen anstellten, Leute, die Bus fuhren, Leute, die am Straßenrand warteten, bis sie die Straße überqueren konnten, und er konnte sich nicht erinnern, konnte sich einfach nicht daran erinnern, wie man ein ganz normaler Mensch sein konnte wie sie. Er hatte in Burma Dinge gesehen, die keiner von ihnen gesehen hatte. Er hielt seinen Pass stets griffbereit in der Tasche, um sich zu erinnern. Es gab Zeiten, in denen es ihm einigermaßen gut ging, aber dann schlug er die Zeitung auf und stieß wieder auf einen Artikel über einen Kriegsgefangenen, der sich aufgehängt hatte, und das war's dann, er war wieder nach Burma zurückversetzt. Es gab sogar Tage, an denen er mit dem gleichen Gedanken spielte. Nur weg, das war alles, was er wollte.

Und so folgte er ihr, als sie das Corner House verließ. Das war nicht weiter schwierig bei dem Nebel. Es machte ihm Spaß, sich in Toreinfahrten zu verstecken, wenn sie sich umdrehte, und sich auf ihre Kosten ins Fäustchen zu lachen. Dann wurde er neugierig. Er fragte sich, wo eine Frau wie sie wohnte. Er tippte auf ein heruntergekommenes Reihenhäuschen. Das Letzte, was er erwartet hatte, war ein nobles Wohngebäude.

Am nächsten Tag kehrte er dorthin zurück, obwohl es so kalt war, dass er seine Hände in die Taschen stecken musste, damit ihn nicht fror. Aber wenigstens hatte er etwas zu tun; in letzter Zeit hatte es Tage gegeben, an denen er nicht einmal die Energie aufbrachte, Karten zu spielen. Oder er fing damit an und konnte nicht mehr aufhören, als ob in ihm ein Schalter klemmte. Er wollte schon wieder gehen, als sie an einem Fenster auftauchte. Da bekam er einen Adrenalinstoß, wie er ihn seit dem Tag nicht mehr erlebt hatte, als die

Armee vorbeimarschiert war und er sich auf der Stelle als Freiwilliger gemeldet hatte. Er zählte die Fenster, tat es laut, damit er nicht durcheinandergeriet, und jetzt wusste er, dass sie im vierten Stock wohnte.

Danach wurde es sein Auftrag, ihr zu folgen. Jeden Tag verließ er die Unterkunft, als ginge er zur Arbeit. Er besorgte sich ein Notizbuch und nannte es das *Buch von Miss Benson*. Er schrieb Fakten hinein, die er über sie wusste, zum Beispiel ihre Adresse, und verwahrte das Notizbuch in seiner Jackentasche, zusammen mit seinem Pass und ihrer Landkarte.

Er durchwühlte ihren Müll und fand heraus, dass sie gern Dosensuppen und Kekse aß. Er fand heraus, dass sie allein lebte. Er folgte ihr zu einem Reisebüro, und als sie herauskam, ging er hinein, redete mit dem Kerl und sagte: »Ich würde gern eine Kreuzfahrt zur anderen Seite der Erdkugel machen.« Und der Kerl lachte und sagte, was für ein Zufall, er habe gerade zwei Last-Minute-Tickets für die RMS *Orion* verkauft. Mundic fragte: »Wann fährt sie? Wann kommt sie zurück?« Das war sein erster Fehler. Das hätte er nicht sagen sollen, damit verriet er sich, und er rieb sich die Hände, weil er Angst bekam. Aber der Kerl vom Reisebüro merkte nichts. Er sagte: »Abreise von Tilbury am 19. Oktober und Rückkehr am 18. Februar.« Also schrieb Mundic auch diese Daten in sein *Buch von Miss Benson*. Und der Kerl sagte: »Nehmen Sie doch ein Informationsblatt mit, Sir, wenn Sie Interesse haben.« Mundic legte es mit in sein Notizbuch.

Je mehr er herausfand, desto mächtiger fühlte er sich. Manchmal sagte er zu sich selbst: »In fünf Minuten kommt Miss Benson aus dem Haus.« Wenn sie dann tatsächlich

herauskam, fühlte er sich so stark, dass ihm keiner mehr etwas anhaben konnte. Miss Benson ließ sich übrigens nicht so schnell kleinkriegen und einschüchtern, wie er es sich vorgestellt hatte, und das gefiel ihm. Das hielt ihn auf Trab. Als ihre Sammelausrüstung kam, fing er den Zustellboten ab und sagte, er würde sich um die Kiste kümmern. Als niemand zusah, zerbrach er ein paar Sachen. Kleine Sachen. Nur damit sie wusste, dass er sie überwachte.

Drei Wochen lang folgte er ihr, und irgendwann wurde mehr daraus, als ihr eins auszuwischen. Er fühlte sich wieder wie ein Mann. Und jetzt würde sie abreisen. Sie fuhr nach Neukaledonien.

Er wusste nicht, was er ohne sie anfangen sollte.

Wo ist Enid Pretty?

Bahnhof Fenchurch Street, 19. Oktober 1950, Punkt neun Uhr. Von Enid Pretty keine Spur. Niemand stand unter der Bahnhofsuhr außer Margery mit ihrem Tropenhelm und ihren Stiefeln. Sie hielt ihr Fangnetz wie einen überdimensionierten Lutscher und blickte verstohlen nach links und nach rechts, um sich zu vergewissern, ob die Luft rein war, das heißt, frei von Polizisten.

Am Abend vorher hatte sie keinen Bissen hinuntergebracht. Obwohl es Verschwendung war, kratzte sie ihr Essen vom Teller in den Mülleimer. Die Nacht wurde noch schlimmer. Sie schlief immer nur kurz ein und schreckte dann wieder hoch. Dabei hatte sie nur einen einzigen Traum: Sie träumte in Endlosschleife, dass ihre Uhr kaputtging. Sie wäre weniger erschöpft gewesen, wenn sie sich im Bett aufgesetzt und die ganze Nacht gegen die Wand gestarrt hätte. Als sie dann morgens hinausging, um auf ein Taxi zu warten, sah sie zu ihrem leeren Fenster hoch und spürte einen Augenblick lang ein Verlustgefühl. Sie war überzeugt, dass sie dieses Fenster zum letzten Mal sah. Dann bemerkte sie jemanden auf der anderen Straßenseite und ging rasch weiter, damit er nicht auf die Idee kam, sie bräuchte Hilfe.

Der Bahnhof war ein einziges Chaos: Menschenmassen,

die es eilig hatten, rangierende, Dampf ablassende Lokomotiven, Pfiffe, Türenschnellen, darüber Tauben, die mit Flügelgeknatter zu den Dachträgern hinaufflogen. Überall Ruß und Rauch. Mehreren Leuten fiel Margerys Helm auf, sie gingen langsamer und besahen sich das Ding genauer – Margery hätte ebenso gut eine Obstschale aufsetzen können. Fünf Minuten verstrichen. Zehn. Auf der anderen Seite des Bahnsteigs stand nervös rauchend eine kleine, zierliche Frau mit Haaren wie hellgelbe Zuckerwatte. Viertel nach neun. Um halb fuhr der Zug ...

Aber da kam Enid Pretty ja endlich! Eine adrette Frau mit einem Koffer und vernünftigen Schuhen eilte auf die Bahnhofsuhr zu, als ginge es um Leben und Tod. Margery schwenkte ihr Fangnetz: »Miss Pretty! Miss Pretty!«

Die Frau fing Margerys Blick auf und erblasste. »Tut mir leid, ich kenne Sie nicht. Ich bin nicht Miss Pretty. Halten Sie mich bitte nicht auf.« Und sie hastete weiter.

Inzwischen hatte sich eine kleine Menschenmenge angesammelt und wartete, dass Margery etwas noch Unterhalt-sames darbieten würde. Dass sie zum Beispiel durch einen Feuerreifen springen oder eine Säge hervorzaubern würde, mit der sie sich dann selbst halbierte. Margery wusste nicht, wohin sie blicken sollte.

»Marge?« Die Frau mit dem gelben Haar bemerkte sie erst jetzt. Sie zog etwas aus der Jackentasche, das sich als pinkes Hütchen entpuppte, und klatschte es sich auf den Kopf. »Bist du das?«

Margery hatte das Gefühl, die Welt stünde still. Sogar die Tauben. Sogar die Uhr. Die kleine Schar vor ihr wandte die Köpfe, um die Gelbhaarige in Augenschein zu nehmen, die jetzt mit einiger Mühe nicht einen, sondern drei gewal-

tige Koffer und dazu einen kleinen roten Handkoffer auf-sammelte. Dann drehten sich die Leute wieder zu Margery und starrten auf ihren Tropenhelm, als wäre zwischen den beiden Frauen eine Leine gespannt, deren Sinn sich niemandem erschloss. Margery sah nichts als aufgerissene Augäpfel, die sich hin und her drehten.

»Marge!«, rief die Frau ein zweites Mal. »Ich bin's!«

Margery fragte sich, ob es zu spät wäre, so zu tun, als wäre sie jemand anderer. Eine Frau, die zufällig für eine ganz andere Person ein Insektenfangnetz dabei hatte. Sie stopfte es unter ihren Mantel, bis ein wohlmeinender Mitbürger rief: »Da drin werden Sie nicht viel fangen!«

Alle fanden das wahnsinnig komisch.

Inzwischen stöckelte die kleine Frau über den Bahnsteig, vom schweren Gepäck so behindert, dass sie Margery nur mit dem Fuß zuwinken konnte. Ihr Haar war steif hoch-toupiert und das kecke Hütchen darauf als Sonnenschutz ungefähr so nützlich wie ein Bierdeckel. Sie trug ein grell-pinkes Reisekostüm, das ihre aufreizenden Rundungen be-tonte, und winzige Sandalen mit einem Pompon an der gro-ßen Zehe; ihre lackierten Nägel sahen aus wie Bonbons mit flüssigem Kern. Eine blonde Sexbombe, allerhöchstens fünf-undzwanzig, und Margery war alt genug, um vielleicht nicht ihre Mutter, aber doch ihre altjüngferliche Tante zu sein.

»Was gibt's denn da zu glotzen?«, fuhr Enid die versam-melten Gaffer an, die klugerweise sofort mit Glotzen auf-hörten und sich zerstreuten.

Als die Blondine, die nur halb so groß war wie Margery, dicht vor ihr stand, musste sie zu ihr aufschauen, um mit ihr zu sprechen. Sie hatte so viel Make-up aufgetragen, dass ihre Haut orange getönt war. Ihr Mund war im Kontrast

dazu grellpink, die Wimpern dicht und schwarz. Und ihre Haare erst! Die waren so lichtgelb, dass man Enid auch noch im Stockdunkeln hätte finden können. Das einzige Natürliche an ihr waren die Augen: dunkelgrün mit winzigen goldenen Sprenkeln.

»Enid Pretty«, stellte sie sich fröhlich vor, als wäre sie auf einer Party angekommen.

Margery war sprachlos. Die Chance, dass diese Frau sich unauffällig in die Umgebung einfügen würde, war geringer als Margerys Chance auf einen Schönheitspreis. Die Schmach des Wartens, der schreckliche Schlag, den Miss Hamilton ihr versetzt hatte, und weitere, noch ältere Verletzungen, die so tief in die Vergangenheit zurückreichten, dass sie sie nicht benennen konnte, all das ballte sich zu dem niedrigen Verlangen zusammen, auf Enid loszugehen und sie zu demütigen, als sei es völlig normal, auf Bahnhöfen einen Tropenhelm zu tragen, und völlig abwegig, ohne einen solchen herumzulaufen.

Sie deutete auf das Ding auf Enids Kopf, das so tat, als wäre es ein Hut. »Was soll das sein?«

»Wie, wo, was bitte?«

»Was tragen Sie denn da?«

Enid blinzelte. »Na, Klamotten halt.« Sie war ein einziges Fragezeichen.

»Es geht hier nicht um einen Billigbadeurlaub, sondern um eine Exkursion in den Südpazifik. Die Stelle ist nicht mehr verfügbar.«

Margery drehte sich um und wollte ihr Gepäck nehmen, doch Enid packte sie am Ellbogen. Sie war überraschend kräftig für eine so kleine, schrille Person. »Bitte«, zischte sie. »Komm mir nicht so, Marge.«

Das sagte sie in einem Ton, als wären sie seit Jahren befreundet, als bocke Margery herum wie schon so oft und solle wenigstens einmal im Leben ein bisschen freundlicher sein. Margery riss sich los und griff nach ihrer Gladstone-tasche.

Doch beim verzweifelten Versuch, dieser Person zu entfliehen, machte sie eine ruckartige Bewegung und löste damit einen stechenden Schmerz in ihrer Hüfte aus. Sie krümmte sich und glaubte einen schrecklichen Moment lang, ihr Bein würde abfallen. Allein das Atmen tat schon weh. Enid beugte sich dicht zu ihr.

»Marge? Warum machst du nicht ein bisschen flotter? Wir müssen uns beeilen. Was ist los?«

»Nichts. Nur die Hüfte.«

»Die Hüfte?«, rief Enid, als wäre Margery nicht nur bewegungsunfähig, sondern auch stocktaub.

»Die blockiert ab und zu.«

»Soll ich mal draufhauen?«

»Bloß nicht. Bitte. Bitte hauen Sie nicht auf meine Hüfte. Sonst stürze ich noch.«

Enid sah zu den Bahnsteigen hinüber. »Wir müssen uns beeilen, Marge. Wir dürfen unseren Zug nicht verpassen.« Dann kam ihr blitzartig eine Idee, und sie sagte: »Okay. Ich regle das. Einen Moment.«

Bevor Margery protestieren konnte, war Enid auf und davon; ihre Beine bewegten sich wie Scherenklingen – ihr pinker Rock war kaum breiter als ein Gürtel. Ihr umfangreiches Gepäck ließ sie zurück. Ein Zeitungsjunge rief die Schlagzeilen aus: »Norman Skinner kommt für Mord an Callgirl an den Galgen!« Eine Schar Leute stob herbei, um die neueste Zeitungsausgabe zu kaufen. Die Geschichte

war seit Wochen in der Presse, und die Leute kriegten immer noch nicht genug davon.

»Marge! Marge!«

Enid kam zurück, einen enthusiastischen jungen Träger samt Wagen im Schlepptau. »Oh, was sind Sie doch für ein gescheiter, starker junger Mann! Ohne Sie würden wir das nie schaffen«, säuselte sie, schnappte sich aber das leichteste Gepäckstück selbst, ihren roten Handkoffer, bevor er danach greifen konnte.

»Ihr Zug geht in fünf Minuten«, sagte er. »Wir müssen einen Spurt hinlegen.«

Spurten wäre eine gute Idee gewesen, aber Margery saß nach wie vor fest.

»Immer noch?«, fragte Enid.

Was als Nächstes kam, grenzte an einen Überfall mit Körperverletzung. Enid sprang hinter Margery, packte sie mit einer Bärenkraft um die Taille und hob sie mit einem Ruck in die Höhe. In Margerys Hüfte schlugen Flammen hoch. Aber dann war der Schmerz – oh Wunder – wie weggeblasen. Als hätte sich in Margery ein Kanal geöffnet und der Schmerz wäre durch ihre Zehenspitzen hinausgefahren.

»Besser?«, fragte Enid und klopfte ihre Handschuhe aus.

»Ich glaube, ja.«

»Wir müssen uns beeilen. Wir haben noch drei Minuten.«

Sie gaben ein lächerliches Paar ab, wie sie dem Träger hinterherjagten: ein brauner Vogel Strauß und ein Kanarienvogel mit pinkem Hütchen. Margery rang nach Luft, doch es entging ihr nicht, wie die Männer Enid anstarrten,

als sie im Eiltempo an ihnen vorbeiwackelte; sie umklammerte den Griff ihres Handkoffers mit beiden Händen und hielt ihn vor sich wie einen Motor, der sie vorwärts zog. Entweder bemerkte sie die viele Aufmerksamkeit nicht, oder sie war so daran gewöhnt, dass sie es für selbstverständlich hielt, wenn Männer stehen blieben und gafften. Der Schaffner hob schon die Fahne, als sie an der Schranke vorbeisausten und den Zug erreichten.

»Bitteschön, Ladys«, sagte der Träger und riss die erste Tür auf. »Soll ich diese Tasche wirklich nicht für Sie reinstellen?«

»Nein, danke.« Enid nahm den Handkoffer in die eine Hand, um mit der anderen Margery zu helfen. (»Danke, aber ich kann das allein«, lehnte Margery ab und hievte sich mühsam die Stufen hinauf.)

Kaum schlug die Tür zu, da ertönte der Pfiff, und der Zug fuhr los.

»Also weißt du was, du hättest das Ding sehen sollen. Ich hab zu ihm gesagt, *Sie glauben doch nicht*, sag ich, *dass ich das kaufe! Dieser Hut*, sag ich, *das ist doch gar kein Hut! Das ist ein Helm! So was trag ich nicht!*«

Oder: »Ich kannte mal eine Frau, das ist wirklich wahr, Marge, und als sie gestorben ist, hatte sie einen Wurm im Bauch, so lang wie ein Gartenschlauch!«

Margery war nie sehr gesprächig gewesen. Sie hatte immer das Gefühl, bei anderen besser anzukommen, wenn sie sich auf Briefe und Karten beschränkte. Einmal hatte sie einen Briefwechsel mit einer anderen Käferbegeisterten geführt, doch damit war Schluss gewesen, sobald sie sich zum Tee getroffen hatten. »Ich dachte, Sie wären ein

Mann«, hatte ihre Briefpartnerin gesagt. (»Aber ich heiÙe Margery«, hatte Margery eingewandt.) Danach wollte die Dame sich nicht mehr über Käfer unterhalten, zerkrümelte nur noch ihr Gebäckteilchen und ging. Enid Pretty war Margerys Gegenpol: Nachdem sie sicher im Zug saÙen, hörte sie nicht mehr auf zu plappern, als wäre in ihr ein Schalter auf »SPRECHEN« gestellt. Und solange Margery nicht herausfand, wie man sie auf »STUMM« schaltete, würde Enid für immer und ewig weiterreden. Quassel, quassel, quassel. Und das meist völlig zusammenhanglos. Wie eine Besessene sprang sie von einem Thema zum nächsten, redete ohne Punkt und Komma. Gleich mehrfach sagte sie, sie könne gar nicht fassen, dass Margery eine echte Forscherin vom Natural History Museum sei – ohne Margery eine Chance zu geben, dies zu korrigieren –, und dass sie jetzt um die halbe Welt reisten. Sie handelte Tropenhelme ab, grauenerregende Parasiten, das Wetter, Mr. Churchill, die Rationierung, noch einmal das Wetter sowie ihre persönliche Biographie. Ihre Mutter und ihr Vater – wunderbare Menschen! – waren beide an der Spanischen Grippe gestorben, als Enid noch ganz klein gewesen war – wie furchtbar traurig! –, und Enid war von Nachbarn großgezogen worden. Und was noch schlimmer war: Sie brachte Margerys Namen nicht über die Lippen, sondern nannte sie »Marge«, kurz für Margarine, als wäre Margery eine Butter-Alternative. Dann drängte eine Frau mit einem Kleinkind vorbei, und Enid wechselte schlagartig das Thema.

»Babys! Bring mich bloÙ nicht auf Babys!«

»Nein«, sagte Margery. Sie wollte Enid auf gar nichts bringen, höchstens zum Schweigen. Zu spät: Enid legte schon los.

»Ich liebe Babys. Vielleicht, weil ich selbst keine Familie hatte. Ich hatte eine Zwillingsschwester, aber die ist bei der Geburt gestorben. Mein Mann meinte, das wäre der Grund, warum ich so viel rede ...«

»Pardon – Sie sind verheiratet?« Margery platzte mit der Frage erst ein paar Sekunden später heraus, während Enid so schnell weitersprach, dass man glauben konnte, sie würde in Zungen reden.

»Habe ich das in meinem Brief nicht erwähnt?«

»Dass Sie einen Mann haben? Nein. Davon haben Sie nichts gesagt.«

Enid stockte. Sie wurde blass. Sie sah geradezu angeschlagen aus. »Na, egal. Er ist weg.«

»Wo ist er denn?«

»Wie, wo, was bitte?«

»Ist er beruflich unterwegs?«

Zu Margerys Verwirrung füllten sich Enids Augen mit Tränen, so dass die goldenen Sprenkel noch sprenkeliger wirkten. »Richtig!«, sagte sie. »Er ist beruflich unterwegs.«

Dann startete sie wieder durch und erzählte eine Schauergeschichte von einem Hund, den sie mal gesehen hatte. Er war an einer Mauer angekettet und fraß seine eigene Pfote. Anscheinend konnte Enid nichts erleben, ohne das Bedürfnis zu verspüren, es anderen Menschen mitzuteilen, bis ins zermürend kleinste Detail. Draußen am Fenster klebten Regentropfen wie Perlen, die sich weiter zerteilten und die Scheibe tüpfelten. Dahinter zog eine düstere Häuserreihe nach der anderen vorbei. Verwahrloste Schrebergärten, in denen Unterwäsche auf der Leine hing, neben zusammengezimmerten Plumpsklos. Margery konnte sich nicht vorstellen, wie sie eine fünfwöchige Schiffsreise mit

Enid Pretty überleben sollte, von einer Bergbesteigung ganz zu schweigen. Als sie Tilbury erreichten, hatten sich in ihr bereits Mordgelüste aufgestaut. Wenn sie Enid lautlos und unbemerkt hätte um die Ecke bringen können, dann hätte sie es getan.

Eine riesige Menschenmenge drängte sich in der Abreisehalle. Man konnte kaum glauben, dass diese Leute alle nach Australien passen würden, geschweige denn auf die RMS *Orion*. Der Dampfer lag draußen im Hafenbecken, das schiere Gegenteil des Chaos in der Halle: massiv und solide, mit einem senfgelben Rumpf und einem ebensolchen Schornstein. Die Bullaugen waren erleuchtet wie eine nächtliche Stadt, obwohl es noch hellichter Tag war.

Enid warf einen Blick über die Schulter, als wolle sie sich nach Bekannten umsehen. »Um die Sache noch mal klarzustellen«, setzte sie an. Sie musste schreien, um sich verständlich zu machen. »Wir überqueren den Ozean bis zur anderen Seite der Erdkugel, um einen Käfer zu suchen, den es gar nicht gibt?«

»Niemand hat ihn bisher gefunden. Man hat ihn nur gesichtet.«

»Ist das nicht dasselbe?«

»Nein, Mrs. Pretty. Ein Lebewesen existiert so lange nicht, bis es gefangen und dem Natural History Museum übergeben worden ist. Wenn das Natural History Museum den Käfer angenommen hat, meine Beschreibungen und Aufzeichnungen geprüft hat und zu dem Schluss gekommen ist, dass es sich um eine echte neue Art handelt, dann bekommt er einen Namen. Erst dann existiert er.«

»Obwohl wir ihn längst gefunden haben?«

»Ja.«

»Dann gehen wir also einen Käfer suchen, den es gar nicht gibt?« Das warf sie zurück auf null. Zum Glück erschien ein Zollbeamter und lenkte Enid ab. »Der wird uns doch aufs Schiff lassen, oder?«

Margery lächelte. Nicht etwa, weil sie Enid zu mögen begann. Sondern weil sie in diesem Moment das seltene Vergnügen erlebte, sich selbst zu mögen. Auf der Suche nach einem Käfer um die halbe Welt zu reisen erschien ihr plötzlich als etwas sehr Einfaches und Schönes.

»Selbstverständlich. Alles, was Sie brauchen, ist Ihr Pass, Mrs. Pretty.«

Enid wurde grau wie kalter Porridge. »Wie, wo, was bitte?«